

change

Das Magazin der Bertelsmann Stiftung > 2/2015



AUSZEICHNUNG

Reinhard Mohn Preis 2015
an Rita Süßmuth

TREFFEN IN TUNIS

Europäische Nachbarn im Dialog

ÄRZTEMANGEL

Neue Modelle für Landärzte

MIGRATION

Für alle ein Gewinn

Deutschland auf dem Weg zu einem erfolgreichen Einwanderungsland



change|reader

Migration

E-Book

Zu dieser Ausgabe von „change“ erscheint ein **change|reader** als E-Book zur Vertiefung des Schwerpunktthemas. Er fasst Auszüge aus Veröffentlichungen und Verlagspublikationen der Bertelsmann Stiftung zusammen.

change|reader erscheinen als kostengünstige Downloads immer parallel zum Magazin. Das E-Book „Migration“ vermittelt mit Studien, Untersuchungen und Analysen einen Einblick in die Arbeit der Bertelsmann Stiftung.



Weitere **change|reader** sind erschienen zu den Schwerpunkten Jugend, Demographischer Wandel, Bürgerbeteiligung, Frauen bewegen, Kulturen im Dialog, Engagierte Unternehmen, Chancen für Kinder, Zivilgesellschaft, Der Wert Europas, Pflege, Arbeitsmarkt, Unternehmenskultur, A World in Transition, Bildung und Vielfalt, Zukunft der Kommunen sowie Megatrends.

Jeder **change|reader** ist als E-Book für 1,99 Euro erhältlich. Downloads unter:

www.bertelsmann-stiftung.de/ebooks



Klaus-Henning Groth
Leitung Kommunikation

Editorial

Migration ist ein Gewinn für alle Beteiligten

Länder wie Kanada und Schweden sind schon seit langer Zeit als klassische Einwanderungsländer bekannt. Bürokratische Hürden sind dort geringer als anderswo, die Chancen für Einwanderer, beruflich Fuß zu fassen und privat Wurzeln zu schlagen, erscheinen besser als in anderen Ländern. Doch ist das wirklich so? Und wenn ja, was kann Deutschland, inzwischen ebenfalls ein Einwanderungsland, davon lernen? Und was muss geschehen, um „triple win“, also eine Bereicherung sowohl für Einwanderer als auch für das Herkunfts- und das Einwanderungsland, möglich zu machen? – Das Team von „change“ machte sich auf die Suche nach Antworten

Ganz besonders in Zeiten des Fachkräftemangels sind in Deutschland gut ausgebildete Fachkräfte aus dem Ausland so gefragt wie nie zuvor. Mit gezielter Anwerbung, Green Card und Studenten-Visum macht man sich Wissen aus aller Welt zu Nutze. Doch wie steht es um andere Arbeitskräfte? Menschen aus EU-Ländern wie Spanien, die in ihrer Heimat keine Ausbildungs- oder Arbeitsplätze bekommen? Oder gar Flüchtlinge, die unter widrigen Umständen und in Angst um ihr Leben den Weg nach Deutschland gefunden haben? Immer mehr Politiker und Unternehmer fordern inzwischen, dass wir auch ihnen mehr Chancen und Möglichkeiten geben müssen. Denn wer schnell eine Ausbildung oder Arbeit findet, der ist auch schneller integriert und bringt seinen Beitrag zum wirtschaftlichen aber auch gesellschaftlichen Wachstum und Wohlergehen unseres Landes. Ein Gewinn für alle Seiten. Für Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Für Migranten, ihr Herkunftsland und die Gesellschaft, die sie aufnimmt.

Von solchen Geschichten wollen wir in dieser Ausgabe von „change“ berichten. Doch unsere Autoren gingen noch weiter, suchten in aller Welt nach beispielhaften Geschichten. Und stellten fest: Längst nicht jedes Vorzeigeland, nicht jedes Vorzeigeprojekt ist so positiv, wie es im ersten Moment aussieht. So hörten wir von gesellschaftlichen Unruhen in Schweden, das doch eigentlich

als vorbildliches Einwanderungsland gilt. Und wir erfuhren von Menschen auf den Philippinen, die als klassisches Auswanderungsland gelten, dass die Erfahrungen in anderen Ländern häufig alles andere als positiv sind. Wir fragten natürlich auch Menschen in Deutschland, trafen Flüchtlinge, die schnell einen Ausbildungsplatz bekommen haben und besuchten für unsere Porträtstrecke Migranten aus aller Welt und fragten sie nach ihren Hoffnungen, Chancen und Erfahrungen in Deutschland. Von Politikern wollten wir wissen, wie bürokratische Hürden und Grenzen in den Köpfen abgebaut werden können. Denn nach dem Ergebnis einer Studie der Bertelsmann Stiftung ist die Willkommenskultur längst nicht überall in Deutschland gleich.

Außerdem in „change“: Berichte von unseren Konferenzen in Washington und Tunis und eine Reportage über Ärztemangel auf dem Land, wo Kommunen Versorgungsengepässe vermeiden und junge Ärzte aufs Land locken wollen.

Viel Spaß beim Lesen!
Ihr Klaus-Henning Groth



Porträts: > Vom Flüchtling zur Fachkraft – Migration hat viele Gesichter, viele Geschichten und viele Wege > S. 16



Preisträgerin: > Prof. Dr. Rita Süßmuth erhält in diesem Jahr den Reinhard Mohn Preis für ihre großen Leistungen in der Migrationspolitik. Ein Porträt > S. 26

Aktuell >

- 06 Neues aus der Stiftung**
Hohe Bewerberzahlen für den Gesangswettbewerb „Neue Stimmen“
- 10 Konferenz in Tunis**
Diskussion über europäische Nachbarschaftspolitik

Schwerpunkt: Migration >

- 16 Zwischen Flüchtlingsflut und Fachkräftemangel**
Die wichtigsten Zahlen und Fakten zum Thema Migration – und Gesichter dazu, die zeigen, wie vielfältig das Thema ist
- 26 Porträt: Prof. Dr. Rita Süßmuth**
Auch gegen den Unmut in der eigenen Partei setzte sich die prominente CDU-Politikerin schon früh für das Thema Migration ein. Mit Erfolg
- 32 Von der Flucht in die Ausbildung**
Wir erzählen die Geschichten von zwei Flüchtlingen, die trotz bürokratischer Hürden rasch einen Ausbildungsplatz fanden

- 38 Auswanderungsland Philippinen**
Schiffsbesatzungen, Haushalts- oder Pflegekräfte – Menschen auf den Philippinen bereiten sich auf die Arbeit in aller Welt vor
- 48 Einwanderungsland Schweden**
Ein neues Einwanderungsgesetz für ein Einwanderungsland und der Blick auf eine sich wandelnde Gesellschaft
- 56 Interview: Aydan Özoğuz**
Die SPD-Politikerin über Deutschland als Einwanderungsland, über Integration, „Triple Win“ und neue Wege der Flüchtlingspolitik
- 60 Projekte der Stiftung**
Aktuelle Forschungs- und Studienergebnisse
- 62 Kommentar**
Dr. Jörg Dräger über Migration



Philippinen: > Eine Gesellschaft, die sich auf Auswanderung vorbereitet - und Auswanderer, die den Weg zurück finden > S. 38



Schweden: > Wenig Bürokratie und viele Chancen für Migranten im europäischen Vorzeige-Einwanderungsland. Und doch gibt es Schattenseiten > S. 48

Stiftung >

64 Neue Ärzte braucht das Land

Der klassische Landarzt scheint ausgedient zu haben. Immer weniger Ärzte zieht es aufs Land. Da braucht es neue Ideen, um eine Unterversorgung zu vermeiden. Ein Besuch in Schleswig-Holstein

70 Wachstum ohne Wohlstand

Jahreskonferenz der Bertelsmann Foundation in Washington

Rubriken >

- 03 Editorial
- 73 Service: Neuerscheinungen
- 74 Kolumne: Fritz Eckenga (2)
- 75 Vorletzte Seite/Impressum



Ärzt suche: > In Büsum und Umgebung geht man neue Wege, um Ärztemangel in der Region zu verhindern. Erfolgreich > S. 64

Wirtschaft

Lohnungleichheit in Deutschland steigt

Ursache liegt in Tarifflicht

Studie: Nichts verschärft die Lohnungleichheit in Deutschland so stark, wie die zunehmende außertarifliche Beschäftigung. Dies zeigt eine Untersuchung der Bertelsmann Stiftung in Zusammenarbeit mit dem ifo-Institut München. Während die Löhne seit Mitte der Neunzigerjahre im oberen Einkommensfünftel gestiegen sind, sanken sie im unteren Fünftel. Verantwortlich für diese Entwicklung ist zu 43 Prozent die stark rückläufige Zahl der tarifgebundenen Unternehmen und Arbeitnehmer. Der zunehmende internationale Handel hingegen spielt als Ursache mit 15 Prozent eine deutlich geringere Rolle.

Die Studie belegt vor allem Unterschiede im Lohngefüge zwischen national und international tätigen Unternehmen. Bereits Mitte der Neunzigerjahre zahlten exportorientierte Betriebe durchschnittlich einen elf Prozent höheren Bruttolohn als Unternehmen mit einem ausschließlich inländischen Markt. Seitdem wuchs dieser Unterschied weiter und lag 2010 bei knapp 15 Prozent. Daher sollten gerade kleine und middle-

re Unternehmen, denen es traditionell schwerer fällt, ihre Produkte international zu vermarkten, in ihrer Wettbewerbs- und Exportfähigkeit unterstützt werden.

WEBLINKS: www.bertelsmann-stiftung.de/tarifflicht
www.ged-project.de

KONTAKT: Dr. Ulrich Schoof
ulrich.schoof@bertelsmann-stiftung.de



Bertelsmann Stiftung
Wachsende Lohnungleichheit in Deutschland

Publikation zur Studie.
Als Download
verfügbar



FOTOS: JAN VOTH (2), BERTELSMANN STIFTUNG

„Wir brauchen in Deutschland mehr Anstrengungen, um die Einkommensungleichheit zu verringern und dabei die Beschäftigungsverluste möglichst gering zu halten. Auch nach Einführung des Mindestlohns besteht hier weiter Handlungsbedarf.“

Aart De Geus, Vorsitzender des Vorstands der Bertelsmann Stiftung

Gesellschaft

Spielräume für Kommunen schaffen

Kommunalkongress diskutierte über Finanzsituation



Diskussion auf dem Podium beim 9. Kommunalkongress der Bertelsmann Stiftung

Finanzen: Wie können die Kommunen Spielräume für eigenständiges Handeln schaffen? Darüber gingen die Meinungen auf dem 9. Kommunalkongress weit auseinander. Die Bertelsmann Stiftung hatte die Ausgaben- wie die Einnahmeseite der Kommunen in Deutschland von 2008 bis 2013 genauer untersucht. Das Ergebnis: Die Finanzkrise 2008 hat die Strukturprobleme in den Kommunen mit hoher Kassenkreditverbindlichkeit verschärft. Die Ursachen liegen laut Dr. René Geißler, Projektmanager kommunale Finanzen, unter anderem in dem breiten Ausgabenkatalog für soziale Leistungen.

Wer soll nun künftig die passenden Finanzhilfen trotz Schuldenbremse leisten? Für Werner Gatzler, Staatssekretär im Bundesfinanzministerium, lautete die wesentliche Erkenntnis: „Es gibt keinen Punkt, in dem sich die Länder einig sind, bis auf den einen: Der Bund soll alles bezahlen.“ Zu grundlegenden Änderungen im Länderfinanzausgleich sagte er eindeutig „Nein“. Der habe sich bewährt und sei so schlecht nicht.

WEBLINK:
www.kommunalkongress.de

KONTAKT: Dr. Thorsten Hellmann
thorsten.hellmann@bertelsmann-stiftung.de

Kultur

Aus aller Welt zu den „Neuen Stimmen“

Mit mehr als 1.300 Bewerbern starten die Vorauswahlen

Oper: 1.318 Nachwuchstalente haben sich für den 16. Internationalen Gesangswettbewerb „Neue Stimmen“ der Bertelsmann Stiftung beworben. Die weltweiten Vorauswahlen begannen am 7. Mai in Yokosuka, Japan, gefolgt von Terminen in Peking, in Cluj-Napoca, Rumänien, und in Melbourne. Weltweit finden Vorsingen an 26 Orten statt, für Deutschland in München und in Berlin. Für die Teilnahme am diesjährigen Wettbewerb wurde das Höchstalter bei Sängerinnen auf 28 Jahre und bei Sängern auf 30 Jahre herabgesetzt.

Das große Interesse in China, mit 162 Anmeldungen in Peking und 55 in Shanghai, zeigt die hohe Affinität junger Menschen zur westlichen Opern- und Kulturtradition. Erfreulich hoch sind auch die Teilnehmerzahlen aus der Ukraine. Trotz schwieriger politischer und wirtschaftlicher Umstände wird die Bertelsmann Stiftung ein Vorsingen in Kiew organisieren und 56 jungen Talenten die Gelegenheit geben, am Wettbewerb teilzunehmen.



Liz Mohn,
stellvertretende
Vorstands-
vorsitzende der
Bertelsmann
Stiftung und
Präsidentin der
„Neuen Stimmen“

„Ich freue mich über die Operntalente aus vielen Ländern, die sich in diesem Jahr beworben haben. Es erfüllt mich ein wenig mit Stolz, zu sehen, wie der Internationale Gesangswettbewerb seit über 25 Jahren kontinuierlich hohe Anerkennung findet.“

WEBLINK:
www.neue-stimmen.de

KONTAKT: Ines Koring
ines.koring@bertelsmann-stiftung.de

2015 国际声乐比赛
NEUE STIMMEN

上海分赛
2015年5月13-14日
地点: 华东师范大学

评委委员会
Brian Doherty 新西兰爱乐剧院执行院长
曹金教授 北京国际大学表演学院培训中心负责人
周中教授 上海音乐学院声乐系声乐系副教授

参加费用
免费

申请资格
• 国籍不限
• 2015年12月31日前, 1985年10月31日前
• 30岁以下男性, 1984年10月31日前
• 最近4年内获得过国际声乐比赛或声乐比赛的奖项
• 曾在专业声乐比赛中获得过名次者优先

报名决赛
2015年10月17日至10月24日
具体位置 德国柏林特洛伊

评委会主席
Dominique Meyer 维也纳国家歌剧院负责人

奖励办法:
奖金:
• 一等奖 15,000欧元
• 二等奖 10,000欧元
• 三等奖 5,000欧元

公共和宣传:
• 参加NEUE STIMMEN 2015 CD
• 电视直播, 电台转播
• 半决赛和决赛音乐会海报宣传

联系方式: 基金会, 媒体
• 国际中文网络媒体宣传, 音乐节及媒体代言人联系
• 赞助商, 支持赞助商
• 在2015年柏林颁奖典礼会上演出
• 参加2016年 柏林颁奖典礼 INEUE STIMMEN 2015的资格
• 参加NEUE STIMMEN 2015在德国和海外举办的音乐会演出
• 位于柏林爱乐剧场的国家歌剧院下属的媒体策划工作室
作为基金会支持项目不收取任何成本

上海联系方式
王莉梅
电话: 0086-13918702207
邮箱: wangli@neue-stimmen.de

在线申请
2015年1月5日至3月31日
www.neue-stimmen.de

Das Plakat der Vorauswahlen in Shanghai 2015

Bildung

Immer mehr studieren ohne Abitur

Online-Studienführer bietet Infos und Unterstützung

Studium: Immer mehr Menschen nutzen die Möglichkeit, auch ohne Abitur zu studieren. Die Anzahl der Studierenden ohne Abitur oder Fachhochschulreife hat sich seit 2007 nahezu verdreifacht, von rund 15.500 auf 45.900 im Jahr 2013. Aktuelle Berechnungen des CHE Centrum für Hochschulentwicklung zeigen ebenfalls eine positive Entwicklung bei den Hochschulabschlüssen. Mit 4.400 Absolventen haben 2013 so viele Studierende ohne Abitur wie noch nie erfolgreich ihr Studium beendet. „Die stetig steigende Studiennachfrage beruflich Qualifizierter ohne Abitur oder Fachhochschulreife zeigt, dass die ehemals strikte Trennung von akademischer und beruflicher Bildung nicht mehr zeitgemäß ist“, sagt CHE-

Geschäftsführer Frank Ziegele. Die Berechnungen des CHE Centrum für Hochschulentwicklung basieren auf Daten des Statistischen Bundesamtes für das Jahr 2013. Ausführliche Informationen zu den aktuellen Daten bezogen auf Bund und Länder sowie nützliche Informationen speziell für Studieninteressierte finden sich unter www.studieren-ohne-abitur.de. Der Online-Studienführer bietet unter anderem auch eine integrierte Datenbank, in der mehr als 6.000 grundständige Studienangebote registriert sind, die offen für beruflich Qualifizierte sind. Der Online-Studienführer wird vom CHE Centrum für Hochschulentwicklung und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft angeboten.

Studieren ohne Abitur
Der Online-Studienführer für alle beruflich Qualifizierten

Assessur
Seit April 2013 werden alle Daten und Informationen auf dieser Website auf dem neuesten Stand gehalten. Die Studierenden ohne Abitur und Fachhochschulreife in Deutschland können weiter auf Nicht nur die Aufnahmeverfahren sondern auch die Studiengänge, die sie auch in einer Masterstudienabschlüssen wie auch ein Master.

StudentenCheck
Über 6.500 Studienangebote für Interessierte ohne Abitur und Fachhochschulreife können Sie hier direkt in einer Datenbank anzeigen und Kontakt zu Ihren Wunschhochschulen aufnehmen.

QualifikationsCheck
Mit welchen beruflichen

WEBLINKS:
www.studieren-ohne-abitur.de
www.che.de

KONTAKT: Sigrun Nickel
sigrun.nickel@che.de



FOTOS: JAN VOTH (2), BERTELSMANN STIFTUNG, MAURITIUS

Der Musiker und Entertainer Daniel Aminati diskutiert mit Schülern des fränkischen Gymnasiums Veitshöchheim, die erfolgreich bei „Alle Kids sind VIPs“ teilgenommen haben

Integration

Daniel Aminati besucht Integrationsprojekt

Schüler des Gymnasiums Veitshöchheim gewannen bei „Alle Kids sind VIPs“

Wettbewerb: Mit ihrem Projekt „Interkulturelle Begegnungen: Das Fremde & ich“ hatten sich die Schüler des Gymnasiums Veitshöchheim in Franken am Jugendintegrationswettbewerb „Alle Kids sind VIPs“ beteiligt. Ihr Preis: ein Besuch von Daniel Aminati. Der prominente Moderator, Musiker, Tänzer und Schauspieler ist der Sohn eines Ghanaers und einer Deutschen und hat durch seinen Großvater außerdem auch noch polnische Wurzeln. „Alle Kids sind VIPs“ unterstützt er schon seit Jahren und findet: „Es ist doch egal, ob man groß, klein, dick, dünn, arm, reich, braun oder weiß ist oder aus was für einem Land die Eltern stammen. Jedes Kind, jeder Jugendliche, jeder Mensch sollte gerechte Chancen erhalten.“

Genauso sehen das auch die Schüler des Gymnasiums Veitshöchheim. In ihrem Projekt hatten die Schüler Patenschaften für Flüchtlingskinder der Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber

in Würzburg übernommen. Sie wollten dabei helfen, die Kinder mit der neuen Umgebung vertraut zu machen, sie darin unterstützen, Deutsch zu lernen, und enge Beziehungen zu ihren Familien aufbauen. „Die Jugendlichen unterstützten Flüchtlingskinder dabei, die neuen Anforderungen in Deutschland zu meistern und sich bei uns zu Hause und willkommen zu fühlen“, erklärte die betreuende Lehrerin Jutta Merwald. „Damit möchten wir die Voraussetzungen für ihre Teilhabe am kulturellen und sozialen Leben in Deutschland schaffen.“ Inzwischen wurde das Projekt sogar noch ausgeweitet: Die Schüler des Arbeitskreises „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ am Gymnasium betreuen Flüchtlingskinder einer Integrationsklasse der benachbarten Mittelschule.

Vor dem Gespräch mit dem Entertainer und Musiker absolvierten die jungen Projektmacher aus Bayern einen Workshop zum Thema

„Projektmanagement und Jugendpartizipation“, in dem sie neue Anregungen für ihre weiteren Aktivitäten bekamen. Anschließend präsentierten die Jugendlichen Daniel Aminati ihre Projektergebnisse.

Daniel Aminati: „Mich beeindruckt vor allem, wie offen und herzlich die Jugendlichen auf die Gleichaltrigen zugegangen sind. Diese tolle Bereitschaft zu helfen verdient Respekt!“

WEBLINK: www.allekidssindvips.de

KONTAKT: Bojana Pajić-Rickerts
bojana.pajic-rickerts@bertelsmann-stiftung.de



Politik

Deutsche und Polen sind einig bei Ostpolitik

Beide Länder befürworten klare Position gegenüber Russland

Umfrage: Deutsche und Polen erwarten von ihren eigenen Regierungen und dem jeweils anderen Land, in der Politik gegenüber Russland Kurs zu halten. Das geht aus einer aktuellen Umfrage von TNS Emnid und TNS Polska für die Bertelsmann Stiftung hervor. Zwar empfinden beide Länder ihre Bedrohungslage unterschiedlich, im Tenor jedoch sind sich Deutsche und Polen einig: klare Position im Ukraine-Konflikt, aber keine weitere Eskalation.

Mehr als zwei Drittel aller Befragten (78 Prozent) bezeichneten die Beziehungen des eigenen Landes zu Russland als schlecht. Beide Bevölkerungen erkennen eine deutliche Verschlechterung, ausgelöst vor allem durch den Ukraine-Konflikt. Für diesen Konflikt sehen die Deutschen zu fast gleichen Teilen Russland

(39 Prozent) oder beide Seiten (43 Prozent) verantwortlich. In Polen sagt eine Mehrheit (61 Prozent), Russland sei der alleinige Verursacher.

In Deutschland (67 Prozent) ebenso wie in Polen (76 Prozent) befürworten deutliche Mehrheiten die Sanktionen der EU gegenüber Russland. 41 Prozent der Polen würden diese sogar verschärfen, von den Deutschen wollen das nur 23 Prozent.

WEBLINK:
www.bertelsmann-stiftung.de/deutschland-polen
KONTAKT: Gabriele Schöler
gabriele.schoeler@bertelsmann-stiftung.de



Ein polnisch-russischer Grenzübergang – laut einer aktuellen Studie empfinden sowohl Deutsche als auch Polen das Verhältnis zu Russland als schlecht und fordern von ihren eigenen Ländern klare Positionen im Ukraine-Konflikt, jedoch keine Eskalation

Rund 24.000 ...

... **Fachkräfte aus Nicht-EU-Staaten** wanderten im Jahr 2013 nach Deutschland über die entsprechenden Aufenthaltstitel zu. Unter ihnen waren nur wenige Personen mit abgeschlossener Berufsausbildung. Weitere Fachkräfte werden über andere Kanäle gewonnen, wie Aufenthaltstitel zur Arbeitsplatzsuche, Statuswechsel, Familiennachzug und humanitäre Zuwanderung. Zu diesem Ergebnis kommt eine neue Studie der Bertelsmann Stiftung. Nach Herkunftsregionen aufgeschlüsselt kamen die meisten Fachkräfte von Nicht-EU-Staaten aus Asien.

WEBLINK:
www.bertelsmann-stiftung.de/fachkraeftezuwanderung

KONTAKT: Dr. Matthias Mayer
matthias.mayer@bertelsmann-stiftung.de



Matthias M. Mayer
Fachkräftezuwanderung aus Nicht-EU-Staaten nach Deutschland im Jahr 2013

Publikation zur Studie
Als Download
verfügbar

Musikalische Förderung

Neue Caddys für „Mobile Musikwerkstatt“

Ehrenamtliche Teams schaffen Klangerlebnisse

Musikpädagogik: Es wird gehämmert, geschraubt, auf Töpfe geschlagen oder klangvoll in Plastikrohre gepustet. Die Mobile Musikwerkstatt kommt mit knallroten VW Caddys und ehrenamtlichen Teams zu Kitas, Schulen und anderen pädagogischen Einrichtungen, baut dort Klanginstallationen, repariert Musikinstrumente oder musiziert auf unkonventionelle Art mit Kindern, Eltern und pädagogischem Fachpersonal. Dank der Unterstützung durch Volkswagen Nutzfahrzeuge fahren nun zwei weitere VW Caddys in Ostwestfalen-Lippe und im Münsterland. Die „Mobile Musikwerkstatt“ ist Bestandteil des Projektes „MIKA – Musik im Kita-Alltag“ und soll Kindern einen ganzheitlichen Zugang zur Musik eröffnen.

WEBLINK: www.bertelsmann-stiftung.de/mika
KONTAKT: Dr. Ute Welscher
ute.welscher@bertelsmann-stiftung.de



Diese roten Caddys sind mit geschulten Fachkräften als mobile Musikwerkstatt unterwegs

Konferenz

Schaut auf dieses Land!

60 Experten aus Europa und Nordafrika diskutierten in Tunis, wie eine reformierte europäische Nachbarschaftspolitik (ENP) die politischen und sozio-ökonomischen Transformationsprozesse in den südlichen Nachbarstaaten der EU unterstützen kann. Bundespräsident Joachim Gauck würdigte zu Beginn der 2. Europäischen Nachbarschaftskonferenz Tunesien als vorbildhaft für die Region Nordafrika

Text: Joachim Fritz-Vannahme

Eine Konferenz ist eine Konferenz ist eine Konferenz. Sie gleichen sich in Ablauf und Tonfall, pflegen ihre Rituale und auch schon mal eine gewisse Langatmigkeit. Und doch ist manche Konferenz plötzlich ganz anders. „Ich habe viele Konferenzen in meinem Leben erlebt, glauben Sie mir. Aber diese hier gehörte zum Besten, was ich jemals mitmachen durfte“, schloss der Moderator die zweitägige EU-Nachbarschaftskonferenz der Bertelsmann Stiftung in Tunis.

Wer da sprach, dürfen wir leider nicht verraten. Im internationalen Konferenz-Jargon heißt das: Es gelten die Chatham-House-Regeln, kodifiziert vom Londoner Think-Tank gleichen Namens. Zitate sind demnach gerade noch erlaubt, am besten in indirekter Rede (wogegen sich der Berichterstatter soeben entschieden hat), auf keinen Fall aber mit namentlicher Zuschreibung (was hier respektiert wurde). Denn im Schatten der Diskretion gedeihen offene Gespräche am besten. Immerhin sei so viel verraten, dass der weltläufige Urheber jenes Kompliments an der Spitze von Ministerien und Regierungen und in den Jahren danach in der Tat unzählige Konferenzen hat erleben oder gar erdulden müssen. Wir dürfen dem alten Kämpfen der Konferenzwelt also ruhig glauben.

Da wir schon bei den Vorzügen wörtlicher Rede sind, hier gleich noch ein Zitat, vom Anfang der Konferenz über „Tunisia's transformation – Cooperating with the neighbours: Europe, North Africa and the Gulf Cooperation Council“. Und diesmal



60 Experten aus Europa und Nordafrika diskutierten bei der 2. Europäischen Nachbarschaftskonferenz in Tunis

dürfen wir ungeniert verraten, dass da kein Geringerer als Bundespräsident Joachim Gauck sprach, auf dem öffentlichen Forum der Konferenz, vor einem halben Dutzend Regierungschefs, Ministern und ehemaligen Ministern, vor rund dreihundert Vertretern aus Wirtschaft, Medien, Gesellschaft und vor Dutzenden von Mikrofonen und Kameras.

„Zunächst einmal möchte ich mich bedanken: bei Ihnen, verehrter Herr Ministerpräsident Habib Essid, der Sie mich und uns alle mit Ihrer Anwesenheit beehren. Und dann natürlich bei der Bertelsmann Stiftung, die diese interessante und wichtige Tagung ausrichtet. Sie diskutieren heute viele Fragen, die auch mir am Herzen liegen: Wie kann aus Diktaturen oder despotischen



**„TUNESIEN KOMMT
EINE ZENTRALE
ROLLE IM
BRÜCKENBAU MIT
EUROPA UND
DEUTSCHLAND ZU“**

Liz Mohn, stellvertretende
Vorstandsvorsitzende der
Bertelsmann Stiftung

Bertelsmann Stiftung



Bundespräsident Joachim Gauck lobte das Gastland Tunesien als gelungenes „Vorbild für die freiheitsliebenden Menschen der ganzen Region“



Während seines ersten offiziellen Besuches in Tunesien nahm Bundespräsident Joachim Gauck, hier mit Liz Mohn und seiner Lebensgefährtin Daniela Schadt, an der Europäischen Nachbarschaftskonferenz in Tunis teil

Regimen eine Demokratie hervorgehen? Wie lernen Menschen den Umgang mit der Freiheit, nachdem sie die Freiheit errungen haben?“

Was als „interessante Tagung“ (Gauck) begann, endete zwei Tage später im Sheraton-Hotel von Tunis als „eine der besten, die ich je erleben durfte“ (Anonymus). Was war geschehen, dass binnen kurzem aus dem Interessanten ein Ereignis wurde?

Hilfe zur Selbsthilfe

Aus dem fensterlosen Sitzungssaal im Hotel drang weder lautes Geschrei, noch knallten die Türen: Sittsam ging es zu, auch wo Gegensätze auf den Tisch kamen. Unter den vielen Wortwechseln war keiner, der von giftigem Zischen begleitet worden wäre. Kaum je hatte Langeweile die Gelegenheit, es sich auf einem Stuhl im Saal bequem zu machen. Es wurde rasoniert über die Aussichten einer jungen Demokratie in einer unruhigen, kriegerischen Weltgegend, von Libyen über Syrien bis zum Irak und Jemen, von Mali bis Somalia. Es wurde gestritten über den besten Weg zu mehr Wachstum und mehr Auslandsinvestitionen, zu einer besseren wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen der EU, den Golfstaaten und Tunesien und mehr noch, zwischen Tunesien und seinen nordafrikanischen Nachbarn, wo derzeit nur wenig läuft. Wer kann der jungen tunesischen Demokratie wie am besten helfen – und wie kann sich das Land mit seinen knapp elf Millionen Einwohnern selbst helfen?

Was also war geschehen, damit diese wenig spektakulär verlaufene Konferenz gleichwohl zum Ereignis werden konnte? Die Antwort lag vor den Türen des Saales und fand immer wieder mit energischem Schritt den Weg in die Debatte. Zitieren wir noch einmal Präsident Joachim Gauck: „Für das, was die Bürger Tunesiens in den vergangenen Jahren gewagt und erreicht haben, gilt ihnen mein ausdrücklicher Respekt. Niemand hat am 17. Dezember 2010 ahnen können, dass die Selbstverbrennung eines Gemüsehändlers eine autoritäre Herrschaft zum Einsturz bringen würde. Erst recht hatte niemand vermutet, dass die Massenproteste in Ihrem Land zum Startsignal für ein Erwachen und Aufbegehren einer ganzen Region werden würden. Selbstherrliche, korrupte Autokraten wurden gestürzt, jahrzehntelange Klientelwirtschaft wurde aufgebrochen. Insofern war und bleibt der sogenannte Arabische Frühling eine Zeitenwende ...“

Und über die weitere Ausgestaltung dieser Zeitenwende zerbrachen sich die >>



Tunisiens Präsident Beji Caid Essebsi begrüßt Bundespräsident Gauck am Flughafen Tunis-Carthage

**„FREIHEIT WIRD
IMMER EIN
SEHNSUCHTSZIEL DES
MENSCHEN BLEIBEN.
WER DIESER
SEHNSUCHT VERTRAUT,
WIRD SEINE ANGST
VERLIEREN“**

Bundespräsident Joachim Gauck



Aart De Geus, Vorsitzender des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung, dankte dem Bundespräsidenten: „Sie haben mit Ihren Worten mein Herz, ja, unser aller Herzen bewegt!“

Teilnehmer der Konferenz die Köpfe. Der Augenblick war magisch – die Argumente mussten dem gerecht werden.

Wie lernen Menschen den Umgang mit der Freiheit, nachdem sie die Freiheit errungen haben?, hatte Gauck zu Anfang gefragt. Antworten darauf haben die Tunesier seit jenem 17. Dezember 2010 auf beeindruckende Weise geliefert, mit der freiesten Verfassung der muslimischen Welt, mit Wahlen von Parlament und Präsident und zuletzt, als sie nach dem mörderischen Anschlag am 18. März auf das Bardo-Nationalmuseum zu Zehntausenden auf die Straßen strömten und Sprechchöre anstimmten für die Freiheit.

Der Umgang mit Freiheit

„Kann Tunesien als strahlender Leuchtturm in der Region von uns Europäern so begleitet werden, dass dies ermutigend und stabilisierend wirkt und guten Rat für den demokratischen Übergang liefert, ohne dass die Europäer dabei bevormundend auftreten?“, fragte Aart De Geus als Vorsitzender der Bertelsmann Stiftung zur Eröffnung des zweiten Tages.

Die EU dürfe ihre Hilfe nicht an Bedingungen knüpfen, war von europäischer Seite wiederholt zu hören, denn dies würde ihr bereits von den eigenen Regeln und Vorschriften untersagt. Partnerschaft sei die einzig richtige Parole. Die Tunesier müssen sagen, was sie wollen – und was sie lieber nicht wollen.

Geld ist wichtig, gewiss. Wichtiger aber noch sind gute Ideen, dauerhaftes Engagement, ein ehrliches Miteinander, wie es unter den Bedingungen der vormaligen Diktatur in Tunesien nicht zu haben war. Ehrlich ging es im Saale denn auch mehr als einmal

zu: Tunesien wünscht sich mehr Investitionen aus dem Ausland, noch kämen 80 Prozent aller Investitionen aus dem Inland. Ja, das wissen wir Europäer, so eine Replik, aber wisse Tunesien auch, dass es um diese Auslandsinvestitionen in einem harten Wettbewerb stehe, mit Marokko etwa? Die Arbeitslosigkeit neige bei den unqualifizierten Beschäftigten gegen null, bei den Hochqualifizierten liege sie bei fast 25 Prozent: Also gehe es der heimischen Industrie, auch dem Handwerk zu sehr nur ums kurzfristige Geschäft, nicht um eine langfristige Steigerung der Produktivität. Präsident Gauck machte übrigens vor der Konferenz Station im Hinterland, das als wirtschaftlich rückständig gilt: Ein gutes Signal, denn die Firma, die er dort besuchte, sei ein gelungenes Beispiel für Sozialpartnerschaft – und das lokale Bürgerbüro ein Vorzeigeprojekt moderner Verwaltung.

Alles hat in diesem Land derzeit mit allem zu tun: Wer Sicherheit will, der muss für Arbeitsplätze sorgen, und damit für ein gutes soziales Klima. Wer das will, muss Kapital ins Land holen, aus Europa, aus den Golfstaaten. Aber wo eigentlich, fragte ein Teilnehmer, steht dieses von Sonne und Wind verwöhnte Land bei den erneuerbaren Energien? Und wer Kapital ins Land zieht, der muss Investoren stabile Verhältnisse bieten. Also weg mit der Korruption, weg mit bürokratischen Labyrinthen, in denen sich eine einfache Genehmigung endlos verlaufen kann.

Das sind nur Momentaufnahmen aus den vielen Debatten aus einem fensterlosen Tagungsraum, der gleichwohl Schlaglichter warf auf die Mühen des Alltags – und die Visionen für eine bessere Zukunft.

Als im Kalten Krieg die Sowjets 1948 West-Berlin blockierten, hielt der damalige

Bürgermeister Ernst Reuter eine legendäre Rede: „Völker dieser Erde, schaut auf diese Stadt!“ Nach den Gesprächen von Tunis ist man bewegt zu sagen: „Schaut auf dieses Land!“ Es hat sich seine Freiheit erkämpft, vor unseren Augen. Jetzt ist Tunesien auch auf uns Europäer angewiesen, um diese Freiheit zu sichern und zu verteidigen. In diesem Land, so der Bundespräsident, entstehe „ein neues Kapitel in der Geschichte der Demokratie – dieses Mal in einem Land mit arabisch und islamisch geprägter Kultur“. Darum war diese Konferenz so ganz anders. ■

info >

Europäische Nachbarschaft

Seit 1995 setzt sich die Bertelsmann Stiftung in den „Kronberger Gesprächen“ mit den Chancen und Risiken der Beziehungen zwischen EU, Nahem Osten und Nordafrika auseinander. Das neue Format der Europäischen Nachbarschaftskonferenz stellt seit 2014 stärker die direkte Nachbarschaft Europas in den Mittelpunkt. Nach einer Auftaktkonferenz zur Reform der europäischen Nachbarschaftspolitik Ende 2014 in Berlin und der diesjährigen Station in Tunis findet die dritte Konferenz im Jahr 2016 in Kiew statt. Hier wird der Fokus auf den östlichen Nachbarstaaten der Europäischen Union liegen.

WEBLINK:
www.bertelsmann-stiftung.de/nachbarschaftskonferenz-tunis

KONTAKT: Joachim Fritz-Vannahme
joachim.vannahme@bertelsmann-stiftung.de

Schwerpunkt >



Spurensuche Gesichter der Migration

Der eine war vor ein paar Wochen noch auf der Flucht, bangte um sein Leben. Der andere wurde angeworben, kam nach Deutschland, um Karriere zu machen, und wird hoch bezahlt. Wieder andere hoffen als Pflegekräfte auf einen Neuanfang in Deutschland. Manche haben Wurzeln geschlagen, Freunde gefunden - und fürchten sich doch vor der Abschiebung. - Die Gesichter und Geschichten rund um das Thema Migration könnten unterschiedlicher und emotionaler kaum sein



Schwerpunkt

Migration

Fachkräfte aus dem Ausland sind angesichts des demographischen Wandels in Deutschland gefragt. Ein Wettbewerb um Talente führt nur zu guten Ergebnissen, wenn er global fair gestaltet wird und sich dabei am dreifachen Nutzen für Einwanderungs- und Auswanderungsländer sowie Migranten orientiert („Triple Win“). Wir fragten nach, wie faire Migration gelingen kann, ein Thema, dem sich der diesjährige Reinhard Mohn Preis widmet. Mit diesem Preis zeichnet die Bertelsmann Stiftung herausragende und international renommierte Persönlichkeiten aus, die sich um wegweisende Lösungen für gesellschaftliche und politische Herausforderungen verdient gemacht haben

FOTOS: A. MÜLTHAUPT, J. VOTH, S. PFÜTZE, B. JONKMANNS, C. GOGOLIN, V. ACHENBACH



Auswanderungsland Ausreisevorbereitungen in Fernost

Auf den Philippinen ist es Tradition, sich auf die Ausreise in andere Länder vorzubereiten. Ganz besonders, wenn es um die Arbeit auf Schiffen oder in der Pflege geht. Ein Weg, den viele gehen. Doch nicht alle finden am Ende das erhoffte Ziel

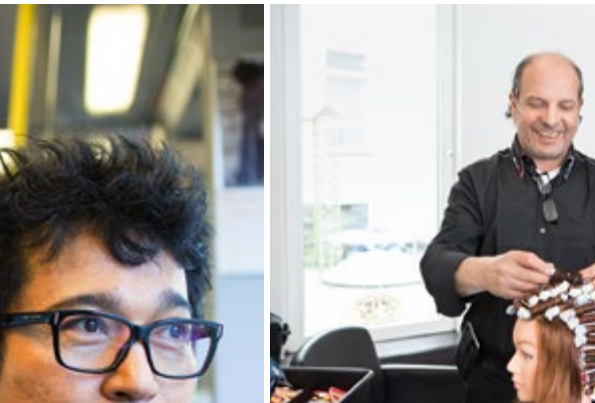
Porträt Prof. Dr. Rita Süßmuth

Schon früh setzte sich die CDU-Politikerin für das Thema Integration ein und leitete ab Herbst 2000 die Zuwanderungskommission, deren Abschlussbericht mit dem Satz „Deutschland braucht Zuwanderinnen und Zuwanderer“ begann“ und einen Wendepunkt in der deutschen Migrations- und Integrationsgeschichte markierte



Interview Staatsministerin Aydan Özoğuz

Wir sprachen mit der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über Willkommenskultur, „Triple Win“ und die Chancen eines Einwanderungslandes



Von der Flucht in die Ausbildung Zwei Flüchtlinge. Zwei Arbeitgeber. Und eine große Chance für alle

Die bürokratischen Hürden sind hoch. Vor allem für die, die als Flüchtlinge nach Deutschland kommen, scheint ein Ausbildungs- oder Arbeitsplatz fast unerreichbar zu sein. Wir trafen zwei Flüchtlinge, die es dennoch geschafft haben. Davon profitierten nicht nur sie, sondern auch ihre Arbeitgeber



Einwanderungsland Willkommen in Schweden

Ein neues Einwanderungsgesetz macht in Schweden vieles einfacher. Doch das Image eines Einwanderungslandes hat neben vielen positiven Aspekten auch Schattenseiten



Einwanderung

Willkommen sein

Das Wohlstandsparadies Deutschland wird sich aus eigener Kraft nicht erhalten können. Es braucht eine bedarfsgerechte Einwanderungspolitik. Doch innerhalb weniger Monate haben die Flüchtlingswellen aus Kriegsgebieten, der Migrationsdruck aus Afrika und die Bilder im Mittelmeer treibender Boote eine nur auf Fachkräfte beschränkte Willkommenskultur auf den Prüfstand gestellt

Von Johannes v. Dohnanyi – Porträt-Texte: Tanja Breukelchen – Fotos: Achim Mulhaupt

Mit ganz „großem Bahnhof“ wurde am 10. September 1963 der portugiesische Zimmermann Armando Sá Rodrigues im Köln-Deutzer Bahnhof empfangen. Die Blechkapelle begrüßte den einmillionsten Gastarbeiter mit einem Tusch und intonierte dann „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“. Ein Arbeitgebervertreter übergab dem „lieben Iberer“ einen Blumenstrauß und ein neues Moped. Schließlich erklärte er dem im wahrsten Sinn des Wortes sprachlosen Portugiesen, dass „die Deutschen eigentlich ganz froh wären, wenn wir in unserem Land nicht gezwungen wären, so viel Ausländer fern der Heimat beschäftigen zu müssen. Nun sind Sie aber da ... und Sie sollen es so gut haben, wie es eben geht.“ Damit und einem fröhlich geschmetterten „Auf in den Kampf, Torero“ wurde Senhor Sá Rodrigues dann in sein neues Leben als Gastarbeiter in Deutschland entlassen.

Im Guten wie im Schlechten – Sprache ist immer verräterisch. Und wenn Veränderungen in der Wortwahl ein Indikator auch für soziale Veränderungen sind, dann ist die deutsche Gesellschaft – nach Jahrzehnten kollektiver Realitätsverweigerung – auf dem Weg ins Hier und Jetzt. Auf einmal gilt Zuwanderung nicht mehr als grundsätzlich unerwünschtes und daher zeitlich wie quantitativ zu begrenzendes Phänomen.

Im Gegenteil arbeiten Politik, Kirchen, Sozialverbände und Wirtschaft daran, der Gesellschaft eine „Willkommenskultur“ im Umgang mit den Migranten zu vermitteln.

Einwanderungsland

„Die Deutschen gewöhnen sich daran, dass die Bundesrepublik ein Einwanderungsland ist,“ erklärt Ulrich Kober von der Bertelsmann Stiftung die Daten der jüngsten Studie zum Stand der Willkommenskultur. Auch wenn nach den Regeln der Statistik noch nicht von einem Trend geredet werden kann, so der für die Studie verantwortliche Kober, spricht der Vergleich der von TNS Emnid seit 2012 bereits zum zweiten Mal ermittelten Werte „für die These, dass die deutsche Einwanderungsgesellschaft ‚reifer‘ geworden und Deutschland mittlerweile eines der offensten Einwanderungsländer für Arbeitsmigranten weltweit ist.“

Unter den Deutschen – mit allerdings markanten Unterschieden zwischen den alten und den neuen Bundesländern – wächst die Bereitschaft, Migranten nicht mehr als Gäste auf Zeit, sondern als Neubürger auf Dauer zu betrachten.

Eigentlich war es nie anders. Denn noch immer haben sich die Deutschen, nach anfänglichen Schwierigkeiten, mit den ins Land geholten Fremden arrangiert.


Von den 200.000 in Frankreich verfolgten Hugenotten, die Friedrich der Große im 18. Jahrhundert nach Preußen holte, versprach sich der Monarch wissenschaftliche, ökonomische und soziale Impulse für sein Reich. Die Rechnung ging auf.

Nur dank der erfolgreichen Integration hunderttausender polnischer Gruben- und Stahlarbeiter konnte sich das Ruhrgebiet vor etwa 120 Jahren zum industriellen Herzland des Deutschen Reiches entwickeln.

Am wirtschaftlichen Wiederaufbau Westdeutschlands nach dem 2. Weltkrieg hatten Millionen Flüchtlinge und Vertriebene entscheidenden Anteil. Und ohne süd- und südosteuropäische Gastarbeiter wie Armando Sá Rodrigues wäre das Wirtschaftswunder wohl ausgefallen.

Und auch der von Kober jetzt attestierte Reifungsprozess hat mit humanitären Einsichten oder gar altruistischen Motiven wenig zu tun: „Wir werden unseren Wohlstand langfristig nur sichern können“, schreibt Bundesarbeitsministerin Andrea Nahles im Vorwort zu der vom Bund mitfinanzierten Migrations-Wanderausstellung ‚Yes, we’re open‘, „wenn wir ein attraktives Land für gut ausgebildete Zuwanderinnen und Zuwanderer sind.“

Von derzeit noch 81 Millionen wird die Bevölkerung in den kommenden Jahrzehnten ohne Einwanderer um bis zu 20 >>

A close-up portrait of Stamatis Stamoglou, a man with dark hair and a slight smile, wearing a dark blue jacket over a green shirt. The background is plain white.

Stamatis Stamoglou (42) aus Griechenland wurde von Thyssen-Krupp als Ingenieur angeworben und arbeitet auf der Werft in Kiel als Qualitätssicherer im Rohrbau:

„Ohne meine Familie wäre ich nicht nach Deutschland gekommen.“

„Auf der Werft in Skaramanga hatte ich schon U-Boote gebaut und genau in dieser Funktion gearbeitet, für die in Deutschland Fachkräfte schwer zu finden sind. Bei einer früheren Zusammenarbeit hatten mich meine heutigen Arbeitgeber dort bereits kennengelernt und sich dann später, als Bedarf war, an mich erinnert. Das kam für meine Frau, unsere siebenjährige Tochter, unseren vierjährigen Sohn und mich passend, denn durch die Krise in Griechenland war das Leben dort nicht gerade leicht. Ohne meine Familie wäre ich nicht nach Deutschland gegangen. Wir sind im Sommer 2013 gemeinsam nach Deutschland gezogen, haben uns schnell eingelebt und Freunde gefunden. Die Kinder gehen jetzt in die Schule und in die Kita, meine Frau, die Maschinenbauingenieurin ist, ist auf Jobsuche, und mir macht die Arbeit auf der Werft Spaß. Deutschland ist so gut organisiert, die Menschen sind offen, und den Kontakt zu Familie und Freunden in Griechenland halten wir eben über E-Mails und Skype.“



Alessandro Colorado (29) und Valeria Kusnezowa (links, 27) machen den Bundesfreiwilligendienst in der Kirchengemeinde St. Michaelis in Hamburg. Für beide eine Chance, in Deutschland zu bleiben. Doch sie fragen sich: Was kommt dann?

„Auch wenn ich die Schönheit meines Landes oft vermisse, will ich nie wieder zurück.“

Alessandro Colorado: „Zuhause in Mexiko habe ich studiert und arbeitete als Marktforscher. Dann verliebte ich mich in eine Deutsche, folgte ihr nach Deutschland, wo wir inzwischen im Haus ihrer Eltern zusammenleben. Der Bundesfreiwilligendienst war meine Chance, erst einmal für ein Jahr legal in Deutschland zu sein. Ich arbeite in der Hausmeisterei des Hamburger Michel. Auch wenn ich die Schönheit meines Landes oft vermisse, will ich nie wieder zurück – die Menschen in Deutschland haben mich sehr herzlich aufgenommen. Allerdings würde ich gerne in meinem wirklichen Beruf arbeiten und hoffe, dann bleiben zu dürfen, auch ohne gleich heiraten zu müssen.“

Valeria Kusnezowa: „In Russland spürte ich, dass ich meine Talente nicht entwickeln kann und dass dort keine Menschen gebraucht werden, die in der Gesellschaft etwas verändern wollen. Deshalb ging ich zuerst als Au-pair nach Deutschland – und ich wusste: Hier möchte ich bleiben! Den Bundesfreiwilligendienst sehe ich als meine Chance. In wenigen Monaten lernte ich Deutsch und bereite jetzt die Jugendarbeit mit vor. In Deutschland habe ich ein Ziel und viel mehr Motivation, weil das Leben hier einfach Spaß macht! In Russland, wo ich Lehrerin für Russisch, Literatur und Schwedisch war, kannte ich dieses Gefühl gar nicht. Leider wird mein Studium in Deutschland nicht anerkannt – und dennoch bedeutet dieses Land für mich Hoffnung: Ich weiß, dass ich viele Sachen in meinem Leben erreichen kann, wenn ich nur die Möglichkeit habe, hierzubleiben!“



Jekaterina Heffl (45) zog 1999 aus Lettlands Hauptstadt Riga nach Sandesneben. Der Liebe wegen. Heute macht sie einen Anpassungslehrgang als Studienrätin für Geschichte und Russisch:

„Ich kam ohne Sprachkenntnisse nach Deutschland, bekam eine Tochter und arbeitete als Floristin.“

„Eines Tages sollte ich in der Grundschule meiner Tochter über meine Arbeit erzählen. Ich sprach über Blumen, über lettische Märchen. Die Lehrerin sagte, die Klasse sei noch nie so ruhig gewesen. ‚Ich bin ja auch Studienrätin‘, antwortete ich. So reifte der Gedanke, in den Beruf zurückzukehren. Zwei Jahre später arbeitete ich als Vertretungslehrerin. Doch um angestellt zu werden, musste ich das C2-Sprachzertifikat machen. Außerdem musste mein Diplom von den deutschen Behörden anerkannt werden. Letzteres hat fast zwei Jahre gedauert. Heute fahre ich täglich drei Stunden durch Schleswig-Holstein, um an einem Gymnasium, an dem Russisch unterrichtet wird, mein Anpassungsjahr zu machen. Als ich letztens mit einer 11. Klasse über den Mauerfall sprach, sagte ich, dass ich Studentin war, als die Sowjetunion zusammenbrach. Eine von denen, die um die Unabhängigkeit Lettlands kämpften. Für die Schüler war es etwas Besonderes, dass da jemand stand, der diese Zeit mitgestaltet hat.“




**Fahner Essac
Shabah (31) kam
2013 aus dem Irak
nach Deutschland.
Momentan läuft sein
Asylverfahren:**

„Eine Wohnung
zu finden, ist
fast unmöglich.
Trotzdem möch-
te ich nie wieder
zurück!“

„Im Irak hatten wir Angst um unser Leben. Auf der Flucht musste alles sehr schnell gehen. Meiner heute 70-jährigen Mutter und mir blieb gar keine Zeit zum Nachdenken. Wir waren viele Stunden unterwegs. Zu Fuß und in großen LKWs. Mein Vater war gestorben. Meine beiden älteren Brüder und meine Schwester waren schon Jahre zuvor nach Schweden geflohen. In Deutschland kamen wir zuerst in einem Asylbewerberheim in Dortmund unter, dann kamen wir nach Neumünster, dann nach Bad Segeberg und zum Schluss nach Norderstedt. Dort leben wir nun auf zwei Zimmern, müssen Bad und Küche mit anderen Bewohnern teilen. Eine Wohnung zu finden, ist fast unmöglich. Trotzdem möchte ich nie wieder zurück! Ich lerne Deutsch, möchte meinen Schulabschluss machen und dann eine Ausbildung. Am liebsten als Programmierer. Mein Traum? Meine Geschwister nach zehn Jahren der Trennung wiederzusehen. Und meine kleinen Nichten und Neffen, die ich noch gar nicht kenne.“



A close-up portrait of Marie-Laurence Lehle, a woman with long, dark, wavy hair, smiling warmly at the camera. She is wearing a floral patterned jacket over a red top and a gold chain necklace with a square pendant. The background is a plain, light color.

Marie-Laurence Lehle (48) packt an der VHS Norderstedt Deutsch. Denn im Gegensatz zu ihrem Mann kam sie ohne Sprachkenntnisse nach Deutschland:

„Für die Kinder ist es einfacher als für mich, die neue Sprache zu lernen.“

„Bisher haben wir in Frankreich gelebt, in der Nähe von Grenoble. Doch dann bekam mein Mann, der halb Deutscher ist und im Außendienst einer deutschen Firma arbeitet, das Angebot, seine Arbeit auf ganz Norddeutschland zu erweitern. So kam ich mit ihm und unseren beiden Söhnen (18 und 9) nach Schleswig-Holstein. Für die Kinder ist es einfacher als für mich, die neue Sprache zu lernen. Aber ich habe Menschen gefunden, die mir dabei helfen. Unsere Söhne besuchen in Hamburg ein französisches Gymnasium. Der Ältere macht dort sein Abitur, der Kleine wird wahrscheinlich, sobald er besser Deutsch spricht, auf eine deutsche Schule wechseln. Uns ist es wichtig, von nun an vor allem Deutsch zu sprechen. Denn wir möchten unbedingt hierbleiben.“

Oksana Kalaschnikowa (25) aus dem russischen Perm studiert mit Studenten-Visum an der Ruhr-Universität Bochum:

„Es hat fast ein Jahr gedauert, bis ich alle Unterlagen und Sprachprüfungen vorliegen hatte.“

„Ich hatte in Russland mein Diplom als Sprachwissenschaftlerin gemacht. Als ich mich dann an deutschen Universitäten bewarb, waren die Möglichkeiten und Voraussetzungen unterschiedlich. Ich bekam eine Zusage aus Bochum, wo mein Diplom als Bachelor anerkannt wurde und ich gleich auf Master studieren konnte. Trotzdem hat es fast ein Jahr gedauert, bis ich alle Unterlagen und Sprachprüfungen vorliegen hatte – ein dicker Ordner. Für mein Studenten-Visum musste ich jedes Jahr neu beim Amt vorweisen, dass ich das Geld für das Studium entweder auf einem Sperrkonto, durch ein Stipendium oder von meinen Eltern hatte. Von anderen Studierenden weiß ich, dass die Voraussetzungen auch da von Stadt zu Stadt unterschiedlich sind. Nicht nur die finanziellen. In Bochum wollte man zum Beispiel bei den Behörden nie Englisch sprechen. In Wuppertal, wo inzwischen mein Bruder studiert, war das kein Problem. Das International Office der Ruhr-Uni hat mir sehr geholfen. Ich habe mein Studium über Nebenjobs finanziert. Inzwischen bin ich fast fertig, warte auf meine Abschlussnote und benötige bald ein Visum für die Jobsuche. Denn bei meinem letzten Besuch in der Heimat habe ich Kommilitonen getroffen, die als Einstiegsgehalt so viel Geld bekommen wie ich für meinen Studentenjob.“





Stamatis Stamoglou (42) aus Griechenland

Valeria Kusnezowa (27) aus Russland und
Alessandro Colorado (29) aus Mexiko

Jekaterina Heffl (45) aus Lettland

Fahner Essac
Shabah (31)
aus dem Irak

Fortsetzung von Seite 16

Millionen Einwohner schrumpfen. Mit anhaltend niedrigen Geburtenraten und dem Eintritt der Babyboomer ins Rentenalter hat die Überalterung der Gesellschaft bereits begonnen. Ohne robuste Zuwanderung und damit die Steuer- und Sozialabgaben vieler neuer Migranten wird der Sozialstaat in seiner bestehenden Form kaum noch finanzierbar sein. Von ländlichen Regionen mit nur noch begrenzter ärztlicher und pflegetechnischer Versorgung ist in den Vorhersagen die Rede, von weiten Landstrichen ohne Post, ohne Läden, ohne Gasthaus und mit radikal reduziertem Angebot des öffentlichen Nahverkehrs. Schon schlägt der Mittelstand, das Herz des Industriestandortes Deutschland, angesichts der wachsenden Facharbeiterlücke Alarm.

Fachkräfte fehlen

Allein in den kommenden zehn Jahren, kommentiert der SPD-Innenpolitiker Burckhard Lischka die Zahlen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), „werden uns wegen des Geburtenrückgangs über fünf Millionen Fachkräfte fehlen.“ Und auch Christine Langenfeld, die Vorsitzende des unabhängigen Sachverständigenrats Migration, ist davon überzeugt, dass „Deutschland mehr qualifizierte Zuwanderung braucht, sowohl von Hochqualifizierten als auch von nicht akademischen Fachkräften.“

Die Zahlen sprechen für sich. Im Jahr 2012 etwa hatte laut dem Statistischen Bundesamt fast jeder fünfte der 80,4 Millionen Einwohner Deutschlands einen Mi-

grationshintergrund. Allein die zu dieser Gruppe zählenden 6,5 Millionen Ausländer ohne deutschen Pass, so berechnete das Frankfurter „Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung“ (ZEW) im Auftrag der Bertelsmann Stiftung, spülten in diesem Jahr einen Überschuss von 22 Milliarden Euro in die deutschen Steuer- und Sozialkassen. Im Durchschnitt, rechnete ZEW-Experte Holger Bonin vor, „zahlt jeder dieser Ausländer jährlich 3.300 Euro mehr an Steuern und Sozialabgaben, als er an staatlichen Leistungen erhält.“

Mit sieben Prozent lag die Gründerquote bei Migranten und ihren Kindern im darauffolgenden Jahr um 50 Prozent über der der „deutschen“ Deutschen. Etwa 625.000 Unternehmen von Migranten in Deutschland haben bisher rund eine Million Arbeitsplätze geschaffen. Fast jedes sechste dieser Unternehmen bildet Nachwuchskräfte aus. Junge männliche Migranten, so schrieb die KfW-Bank in einer von der „Zeit“ 2013 in Auftrag gegebenen Untersuchung, sind mittlerweile „eine tragende Säule des Gründungsgeschehens in Deutschland.“

Trotz dieser und vieler anderer positiver Daten wird weiterhin darüber gestritten, ob Deutschland sich endlich auch offiziell zum Einwanderungsland erklären soll, was genau „ein attraktives Land für gut ausgebildete Zuwanderinnen und Zuwanderer“ ausmacht, welche gesetzlichen Regelungen es dafür bräuchte und, vor allem, wer da eigentlich willkommen geheißen werden soll.

Grob gesagt lassen sich Zuwanderer in vier Gruppen teilen. Die in den EU-Verträgen

geregelt Freizügigkeit erlaubt EU-Bürgern die Arbeitsniederlassung in Deutschland. Bereits dauerhaft beschäftigte Nicht-EU-Bürger haben das Recht auf Familienzusammenführung. Für Kriegsflüchtlinge und Asylbewerber wiederum gelten besondere und von humanitären Kriterien geregelte Einreisebestimmungen. Die von Nahles und anderen geforderte „Willkommenskultur“ gilt daher vor allem der vierten Gruppe, den heftig umworbenen Arbeitskräften aus Drittstaaten.

Vom 28. April 1965, als der Bundestag das erste „Ausländergesetz“ verabschiedete, dauerte es vier Jahrzehnte, bis 2005 schließlich das „Zuwanderungsgesetz“ und das „Gesetz über die allgemeine Freizügigkeit von Unionsbürgern“ in Kraft traten. Mit dem zwei Jahre später beschlossenen „Nationalen Integrationsplan“ mit mehr als 400 konkreten Maßnahmen schien es, als habe die Politik in der Frage der Zuwanderung aus Drittstaaten – endlich – einen breiten und parteiübergreifenden Konsens gefunden: Damit die deutsche Wohlstandsgesellschaft eine Zukunft hat, so Ministerin Nahles seitdem, müssen die Zuwanderer „in der Mitte unserer Gesellschaft leben.“

Bürokratische Hürden

Längst tobt der Wettbewerb um die global knappe Ressource der in Zukunftsberufen ausgebildeten Techniker und Akademiker, Wissenschaftler und Start-up-Gründer, Facharbeiter mit Berufserfahrung, Mediziner und Pflegekräfte, die das duale Ausbil-



Marie-Laurence Lehle (48) aus Frankreich

Oksana Kalaschnikowa (25) aus Russland

derungssystem als Chance für eine berufliche Zukunft sehen. Etwa mit der Blue Card, Erwachsenen-Deutschkursen schon vor der Einreise oder der Ausbildung von Migranten zu Betreuern in Kitas und Vorschulen. Mit verstärkter Sprachförderung für Migrantenkinder an den Grundschulen und zielorientierter Unterstützung begabter Jugendlicher mit Migrationshintergrund, um ihnen den Übergang ins Gymnasium und später an deutsche Hochschulen zu erleichtern. Spezielle Frauenprogramme sollen die Teilhabe der Migrantinnen an der deutschen Gesellschaft fördern, im Ausland erworbene Schul- und Hochschulabschlüsse leichter anerkannt werden.

Es sind die Tücken des deutschen Verwaltungsalltags, die von Bundesland zu Bundesland unterschiedlichen Regelungen und manchmal auch nur menschliche Unzulänglichkeiten, an denen solch gute oder zumindest doch gut gemeinte Ansätze immer wieder scheitern. Da gibt es Mitarbeiter bei den Ausländerbehörden, die außer der deutschen keine andere Sprache beherrschen. Einwohnermeldeämter, die Termine – auch für Menschen ohne Internetzugang – nur noch online vergeben. Krankenhäuser, in denen es keine Hilfe beim Ausfüllen der Anmeldeformulare gibt. Fahrkartenautomaten im Nahverkehr, deren Bedienungsanleitung schon so manchen Deutschen verzeifeln lässt. Oder Sätze im Erstattungsantrag für Schulspeisungskosten wie „Die Beantragung ist freiwillig, im Falle der Beantragung sind jedoch gemäß § 60 Sozialgesetzbuch – Erstes Buch (SGB I) alle für die Sachaufklä-

ES SIND DIE TÜCKEN DES DEUTSCHEN VERWALTUNGS- ALLTAGS, AN DENEN GUTE ANSÄTZE IMMER WIEDER SCHEITERN

rung erforderlichen Tatsachen anzugeben und die verlangten Nachweise vorzulegen, andernfalls kann der Leistungsträger die Leistung nach § 66 SGB I ganz oder teilweise versagen.“

Wie es besser gemacht werden kann, lässt sich beispielsweise von Kanada lernen. Dort erhalten Migrationswillige die Aufenthaltbewilligung aufgrund eines transparenten und vor allem verständlich formulierten Punktesystems etwa für Berufsqualifikation und Erfahrung, ihr Alter und gute Sprachkenntnisse. Im Regelfall sollte der Migrationsantrag bereits vor der Einreise über das Internet beziehungsweise bei den diplomatischen Vertretungen im Ausland gestellt und beschieden worden sein. Aber auch hier wurde es komplizierter: Weil die Zahl derer stieg, die trotz der rigiden Selektion dann doch keinen Arbeitsplatz fanden, wurde das kanadische System stark modifiziert. Inzwischen gibt es einzig für den Nachweis eines

Arbeitsplatzes schon bei Antragstellung die Hälfte der maximal erreichbaren 1.200 Punkte.

Ein an diesem System orientiertes Modell hatte auch die SPD im Sinn, als sie im März 2015 in einem Positionspapier ein regelrechtes „Einwanderungsgesetz“ forderte. Vermutlich ist das Bedauern über diesen Vorstoß inzwischen groß. Kreuzte er sich doch mit den Flüchtlingsströmen aus Bürgerkriegsländern wie Syrien, dem Irak, Libyen oder Somalia, der rasant steigenden afrikanischen Armutsmigration und den tausenden Flüchtlingen im Mittelmeer.

Seitdem geht es in der emotional aufgeladenen Debatte drunter und drüber. Die Politik, die sich gerade erst mühsam auf eine Strategie einer bedarfsorientierten Migration geeinigt hatte, wird überrollt von einer Welle menschlicher Solidarität. Mit den Bildern aus den Flüchtlingslagern, von zerbombten Städten und dem Horror islamistischer Mörderbanden, vor allem aber den täglichen Tragödien auf dem Mittelmeer im Kopf, haben weite Teile der Zivilgesellschaft den Begriff der Willkommenskultur „gekapert“. Fast überall im Land schießen Flüchtlingsinitiativen wie Pilze aus dem Boden. Vor den Büros der Kirchen drängeln sich ehrenamtliche Helfer. Allen fremdenfeindlichen Pegida-Märschen, anti-islamischer Hooligan-Randale und brennenden Asylbewerberheimen zum Trotz: Noch nie, berichten die Meinungsforschungsinstitute, waren so viele Deutsche bereit, so viele Fremde in Not in ihrer Mitte willkommen zu heißen.

Kann das gut gehen? Dürfen aus dem Moment heraus geborene Emotionen und gelebte Solidarität das nüchterne, oft als zynisch erscheinende Geschäft der Politik ersetzen? Wie weit trägt die neue Willkommenskultur, wenn die Bilder erst ihren Schrecken verloren haben? Wäre ein von Politikern wie dem CDU-Fraktionsvorsitzenden Volker Kauder noch immer vehement abgelehntes Einwanderungsgesetz nichts als das überfällige Eingeständnis, dass Deutschland längst zu dem Einwanderungsland geworden ist, das es nie sein wollte?

Die Debatte über diese und andere Fragen zur deutschen Migrationspolitik steht erst am Anfang. Wie immer sie aber ausgehen wird: Armando Sá Rodrigues würde das Land, in das er vor 52 Jahren als einmillionsster Gastarbeiter einreiste, schon jetzt nicht wiedererkennen. ■

Interview

Engagiert und glaubwürdig

Ausgrenzung, Abkanzlung, Ungerechtigkeit – wenn man Prof. Dr. Rita Süßmuth fragt, was ihr politisches Handeln am meisten geprägt hat, waren es diese eigenen Erfahrungen. Über die Jahre hat sie erlebt, wie wichtig es ist, einen langen Atem und sein Ziel im Blick zu haben, um die Welt zu verändern. Ein Porträt über die diesjährige Reinhard-Mohn-Preisträgerin

Text: Tanja Breukelchen – Porträts: Jan Voth

Mit ihrer Tasche, Jacken und Halstüchern über den Arm kommt Prof. Dr. Rita Süßmuth zum Interview in ihr Berliner Büro. Schwer bepackt. Gleich mehrere Alternativen für den Fototermin hat sie dabei. Und das keinesfalls aus Eitelkeit. Sondern aus Erfahrung. Aus Professionalität. Weil es einfach ärgerlich ist, wenn bei einem eh schon knapp bemessenen Termin noch lange nach einem bunteren Blazer oder einem Farbtupfer fürs Foto gesucht wird. Da denkt sie lieber gleich mit. Schließlich ist ihre Zeit immer noch fest verplant.

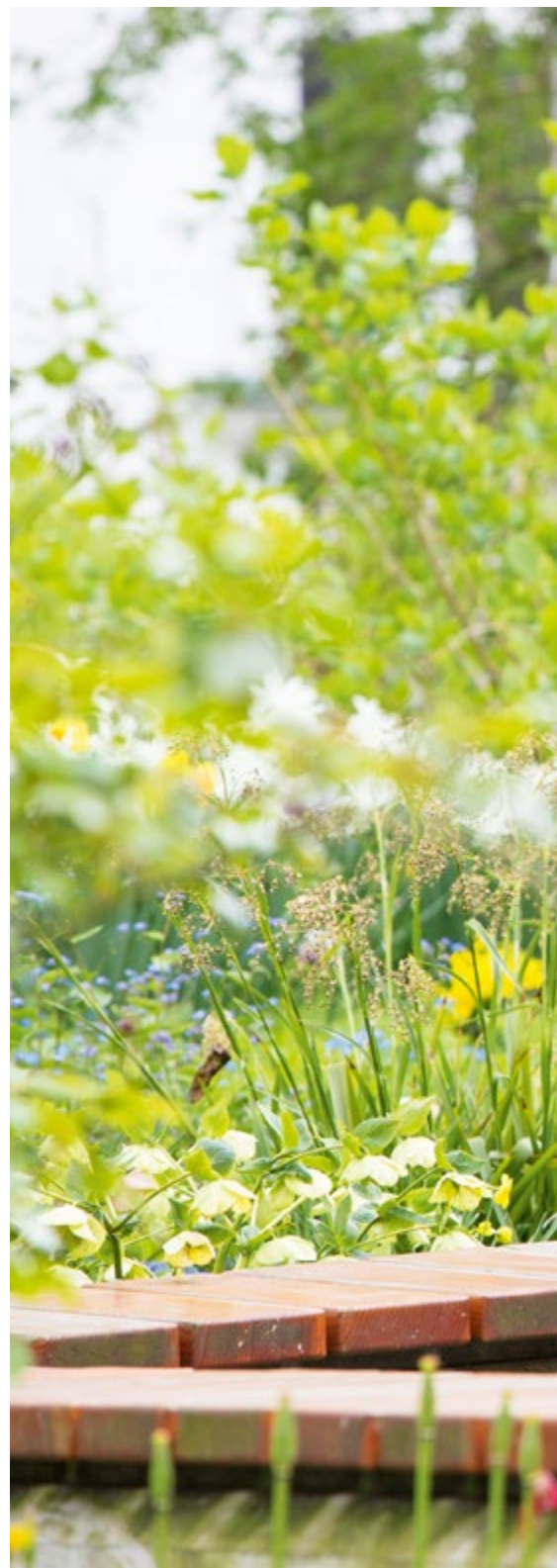
Migration – ihr großes Thema? Rita Süßmuth schaut nachdenklich. „Ich bin durch die Kriegs- und Nachkriegsjahre geprägt worden. Es sind damals viele Flüchtlinge aus Ostdeutschland und Mittelosteuropa nach Deutschland gekommen. Ich war gerade neun Jahre alt und lebte in einer Bauernschaft in Westfalen. Da gab es eine Kneipe, und dahinter war ein Brotbäcker. Wenn am Samstag Menschen ihre Platten und Kisten mit Brot brachten oder abholten, gab es eine Gruppe, die immer ganz hinten stand, das

waren die Vertriebenen. Und wenn es dann endlich so weit war, dass sie dran waren, war plötzlich im Ofen kein Platz mehr. Das habe ich damals intensiv mitbekommen. Und ich war traurig darüber.“ Nun gehen Sie mal vor, habe sie damals in der Schlange gesagt. Und auch dann war kein Platz mehr im Ofen. Kein Platz für die Fremden. „Sie waren unerwünscht. Das habe ich nie vergessen.“

Erfahrung der Ausgrenzung

Menschen, die nicht dazugehören. Die nicht die gleichen Chancen haben wie alle anderen. Das war es, was Rita Süßmuth in die Frauenpolitik brachte. „Ich bin ja selbst ein Landkind, katholisch und bildungsfern, wie es damals hieß. Mit den Jahren wurde mir bewusst: Immer wieder gibt es Menschen, die man mit Defiziten versieht. Als wären sie schwächer und fehlerhafter als die anderen. Als wäre ‚ihr Gehirn kleiner‘. Das hat mein Leben geprägt. In der Gesundheitspolitik ebenso wie in der Gesellschaftspolitik.“

Fragt man Rita Süßmuth nach ihrem nachhaltigsten Erfolg in einer aus- >>



„ES GAB EINE GRUPPE, DIE IMMER GANZ HINTEN STAND, DAS WAREN DIE VERTRIEBENEN“

Prof. Dr. Rita Süßmuth



Prof. Dr. Rita Süßmuth, Jahrgang 1937, ist seit 1981 Mitglied der CDU und war von 1985 bis 1988 Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit (ab 1986 für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit) und von 1988 bis 1998 Präsidentin des Deutschen Bundestages. Neben dem Vorsitz über die Frauen Union von 1986 bis 2001 war sie zudem Mitglied des CDU Präsidiums (1987 bis 1998). Zwischen 2000 und 2001 saß sie der Unabhängigen Kommission Zuwanderung vor.
Info: www.rita-suessmuth.de

weglosen Situation, dann spricht sie spontan von „Männern und Frauen, aber auch Kindern, die an AIDS erkrankt waren. Sie galt es vor Ausgrenzung zu schützen. Damals habe ich erlebt, was Ausgrenzung für Menschen bedeutet.“ Gemeint ist damit ihre Zeit als Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. Ende der Achtzigerjahre, als sie gegen große Widerstände in der eigenen Partei nicht nur auf ärztliche Aufklärung und Beratung setzte, sondern zusätzlich noch die Verwendung von Kondomen zur Prävention propagierte. Damals ein Politikum. Bis heute ist Rita Süßmuth Ehrenvorsitzende der Deutschen AIDS-Stiftung, zu deren Mitbegründern sie zählt und deren Kuratorium sie mehr als 20 Jahre vorsah.

Gemeinschaft macht stark

„Nichtzugehörigkeit ist das Schlimmste, was Menschen passieren kann. Da kann man plötzlich Alte, Kranke, Behinderte verstehen...“ Und, so fatal es klingen mag: Frauen! Eine Großbaustelle, damals, Ende der Achtzigerjahre. Ihr frauenpolitisches Schlüsselereignis fiel allerdings in Rita Süßmuths' „erstes Leben“ – dem als Wissenschaftlerin. 1966 war das. Als sich die damals 29-jährige nach Geschichts- und Romanistikstudium in Münster, Tübingen und Paris, Postgraduiertenstudium der Erziehungswissenschaft, Soziologie und Psychologie und Promotion als Dozentin bewarb, wurde sie in ihrem ersten Vorstellungsgespräch auf einmal sehr privat befragt: Warum denn ausgerechnet sie sich beworben habe, wo doch auch ein Familienvater mit acht Kindern an der Stelle interessiert sei. Und ob die Probleme in ihrer Partnerschaft nicht vorprogrammiert seien, wenn sie vor ihrem Mann eine Dozentinstelle bekäme. Und wie es denn überhaupt mit ihrem Kinderwunsch aussehe. – „Nun hatte ich endlich eine Vorstellung von der Frauenfrage in der Praxis. Auf der Zugfahrt nach Hause konnte ich meine Tränen nicht mehr unterdrücken. Tränen der Empörung und Wut über so viel verqueres Denken“, beschreibt Rita Süßmuth in ihrer gerade erschienenen Autobiografie „Das Gift des Politischen“ die Situation.

Gerade in der Frauenpolitik wurde Rita Süßmuth bewusst, „wie nachhaltig das Frauenbild allzu lange von Defiziten, nicht von Potenzialen geprägt war. Frauen galten als zu emotional, als nicht belastbar und nicht logisch denkend. Vergleichbare Einstellungen finden wir gegenüber Migranten. Ich bin über die Frauenfrage zu den



**„NICHTZUGEHÖRIGKEIT
IST DAS SCHLIMMSTE,
WAS MENSCHEN
PASSIEREN KANN“**

Prof. Dr. Rita Süßmuth

Migranten vorgestoßen und fand fast identische Sichtweisen der Defizite mit ihren Benachteiligungen und Ausgrenzungen. Inzwischen entdecken wir auch bei ihnen verstärkt die Potenziale.“

Rita Süßmuth bricht zum Fotoshooting auf. Am Brandenburger Tor wird sie mehrfach von Touristen erkannt. Junge und Ältere sprechen sie an, begrüßen sie. Händeschütteln, das von Herzen kommt. Beobachtende Blicke, die ihr auch ein wenig unangenehm sind. Im Mittelpunkt stehen – das mag sie nicht. Und es erstaunt nicht, dass sie in Zeiten streikender Lokführer als Alternative eher über ein Busticket als über einen teuren Flug zum 500 Kilometer entfernten Sitzungstermin nachdenkt.

Gegenwind aus der CDU

Die fünffache Großmutter steht mitten im Leben. Auch wenn es darum geht, Menschen das Gefühl zu geben, willkommen zu sein. Beim Thema Integration sei Bildung ein ganz wichtiger Faktor. „Dabei geht es um viel mehr als den Spracherwerb. Ich unterschätze gar nicht dessen Wichtigkeit. Aber es darf nicht zum Trockenschwimmen werden. Wenn wir Kinder oder Erwachsene auf harte Stühle setzen und ihnen Sprachunterricht erteilen, dann ist der natürlich notwendig, aber vorher müssen sie zur Sprache finden und motiviert sein, sich zu öffnen. Da hilft musische Bildung: Singen, Tanzen, Musikmachen.“

Bürokratie und bloße Theorie sind ihr fremd. „Ich bin ja nicht als Parteimensch geboren und aufgewachsen, sondern zunächst mal als Mensch“, sagt Rita Süßmuth. „Ich war fast 50 Jahre alt, als ich in die Politik einstieg.“ Damals, im Juli 1985, war das, als sie Direktorin des Instituts Frau und Gesellschaft in Hannover war und, gerade auf dem Weg nach Hamburg, einen Anruf von Juliane Weber aus dem Kanzleramt bekam. Helmut Kohl bat die überraschte Rita Süßmuth zum Termin nach Bonn – und fragte sie dort, ob sie sich vorstellen könne, das Amt des damaligen Familienministers Heiner Geißler zu übernehmen.

„Ich habe immer gedacht, Wissenschaft und Parteipolitik, das verträgt sich nicht miteinander. Es ist auch ein schmaler Grat“, erinnert sie sich. Wie kaum eine andere bekam sie Gegenwind aus der eigenen Partei. Zum Beispiel, als sie 1994 in einem Interviewbuch schrieb, man brauche in Deutschland dringend ein Einwanderungsgesetz. Rita Süßmuth lächelt: „Das klingt sehr aktuell, nicht? Aber damals wurde ich >>





Prof. Dr. Rita Süssmuth 1985 mit Ehemann Hans und Tochter Claudia bei ihrer Ernennung zur Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit ...



1992 mit Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl beim 19. Bundesdelegiertentag der CDU-Frauenunion ...



1997 als Bundestagspräsidentin im Deutschen Bundestag ...



2001 als Vorsitzende der Zuwanderungskommission mit Dr. Hans-Jochen Vogel und Otto Schily ...



2008 anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Amtes der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration mit Cornelia Schmalz-Jacobsen, Prof. Dr. Maria Böhmer und Marieluise Beck (von links)



„DASS WIR HEUTE VON EINWANDERUNG SPRECHEN, WÄRE 2000 NICHT MÖGLICH GEWESEN“

Prof. Dr. Rita Süssmuth

nach der Veröffentlichung des Buches vom Fraktionsvorstand gefragt, was ich mir dabei gedacht hätte. So etwas komme nie in Frage! Und wenn mir jemand sagt, das kommt nie in Frage, dann gibt es bei mir immer wieder eine Reaktion: „Nie? Das wollen wir doch mal sehen!“

Viele Jahre mussten vergehen, bis ihr Vorschlag von einst Teil der politischen Diskussion wurde. Aber sie gab nicht auf: „Dinge brauchen Zeit. Aber es muss eine Zeit sein, in der man sehr aktiv ist und sein Ziel kennt. Ich bin am Thema geblieben.“ Die hohen Flüchtlingsströme der Neunzigerjahre. Die Kriege auf dem Balkan. Der Strom aus Osteuropa. Im Jahr 2000 dann kam das Thema Migration wieder näher an Rita Süssmuth heran, als sie es bis dahin geahnt hatte. „Es war bei einem Abendessen am Ende der Expo, als der damalige Bundesinnenminister Otto Schily an meinen Tisch kam.“ Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder plante eine Regierungskommission, die ein Konzept zur Neuausrichtung der Zuwanderung und Integration erarbeiten sollte. „Ein anderes Wort wurde tunlichst vermieden“, erinnert sie sich. „Ob ich den Vorsitz dieser

Kommission übernehmen würde, wurde ich gefragt. Ich bekam Zweifel, ob es Zustimmung in der CDU finden würde, denn die Regierungspartei war ja inzwischen die SPD. – Es fand auch, wie erwartet, keine Zustimmung. Aber ich kam zu dem Ergebnis, dass es bei dieser Aufgabe nicht nur um meine Partei, sondern um unser Land und um seine Menschen geht. Außerdem war die Kommission ganz gemischt zusammengesetzt. Das war eine schwierige, aber notwendige Entscheidung. Alldem hätte ich mich entziehen können, wenn ich ‚nein‘ gesagt hätte. Fünf Jahre später zeigte sich, es war eine richtige Entscheidung um Veränderungen zu bewirken.“

Wo sind unsere Werte?

Zuerst jedoch sah es wieder so aus, als würde sich nichts verändern. Doch dann plötzlich tat sich was: „Dass wir heute von Einwanderung sprechen, wäre 2000 nicht möglich gewesen. Wenn ich die Willkommensstudie der Bertelsmann Stiftung lese, weiß ich, dass wir uns auf einem guten Weg befinden. Manchmal denke ich, unsere Bürger sind zum Teil weiter als wir in der Politik. Zum Beispiel dann, wenn es darum geht, Flüchtlingen zu helfen.“ Und zur aktuellen Situation, zu Schlagzeilen über sinkende Boote auf dem Mittelmeer: „Eigentlich dürfte niemand von uns mehr nachts ruhig schlafen können, wenn er daran denkt. Das muss uns doch unruhig machen – wo sind denn unsere Werte geblieben? Es muss auf EU-Ebene eine Lösung gefunden werden, Flüchtlingen



Händeschütteln - kaum ein Weg führt durch die Hauptstadt, auf dem Rita Süßmuth nicht erkannt wird

mehr Schutz zu gewähren und sie ausgeglichener zu verteilen.“

Integration durch Arbeit

Und in Deutschland angekommen, sollten sie schnell eine Chance bekommen zu arbeiten. Denn nicht nur angeworbene Fachkräfte oder gut verdienende Migranten mit Blue Card sollen in Zeiten von demographischem Wandel und Fachkräftemangel einen Arbeitsplatz bekommen, auch Flüchtlinge sollen so schnell wie nur möglich die Chance haben, sich eine neue Existenz aufzubauen, findet Rita Süßmuth. „Sie wollen gebraucht werden. Ich bin viel mit Flüchtlingen zusammengekommen und habe gesehen, wie stark viele Menschen sind und sein wollen. Sie sind tausende von Kilometern geflüchtet, sind fast verdurstet, haben Schreckliches erlebt, wurden zum Teil wieder zurückgeschickt, flüchteten erneut. Das sind Menschen, die eine Stärke entwickelt haben, die ihnen selbst, aber auch uns hilft.“

Wie wichtig das Gefühl sei, angekommen und aufgenommen zu sein, könne man täglich erleben, erklärt Rita Süßmuth und erzählt von ihrem Enkel, als der mit der Familie ins Ausland gezogen ist: „Am Anfang war er völlig verloren. Er war fünf, und ich dachte mir immer: dieses traurige Kind. Als ich drei Monate später zu Besuch kam, öffnete er mir die Tür und sagte ‚Oma Rita, ich hab‘ einen Freund!‘ In dem Moment merkte ich, er war angekommen und konnte sich mit diesem Freund auf Englisch verständigen. – Man muss den Menschen die Chance geben,

nicht nur in geschlossenen Unterrichtsräumen unter sich zu bleiben und Deutsch zu lernen, sondern Erfahrungen im Alltag machen zu können.“

Reinhard Mohn Preis

Rita Süßmuth, die als Brückenbauerin zwischen politischen Lagern, zwischen Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft und zwischen den Religionen in diesem Jahr den Reinhard Mohn Preis erhält, wünscht sich für die Zukunft beim Thema Einwanderung Antworten auf die Frage, wie allen Einwanderern und Flüchtlingen Chancen für ein neues Leben gegeben werden können: „Ich wünsche mir jetzt eine breite politische Debatte, mit den Bürgerinnen und Bürgern unseres Landes, unter Beteiligung von Arbeitgebern, Gewerkschaften, mit unseren Verbänden und Vereinen. Wir müssen und können Vielfalt gestalten. Homogene Deutsche sind wir in unserer Geschichte nie gewesen.“

Rita Süßmuth ist noch häufig in Berlin, wohnt in einem kleinem Appartement. Auf ihrem Schreibtisch liegt viel Arbeit. Rastlos wirkt sie nicht. Im Gegenteil. Man glaubt ihr, wenn sie über sich selber sagt: „Ich bin dankbar für den Weg, den ich zunächst in der Wissenschaft und dann in der Politik gehen konnte. Ich habe Widerstände und Erfolge erlebt, bin Menschen mit unterschiedlichen Biografien begegnet. Veränderungen sind möglich, wir sind nicht ohnmächtig. Ich höre nicht auf zu lernen, versuche aber vor allem, mir selbst treu zu bleiben und das zu vertreten, wovon ich überzeugt bin.“ ■

info >

Reinhard Mohn Preis

Die **Bertelsmann Stiftung** sucht weltweit nach Ideen und Lösungen, die im Sinne ihres Stifters Reinhard Mohn zu Gemeinwohl, Teilhabe und nachhaltigem gesellschaftlichen Fortschritt beitragen. In jedem Jahr hat der Preis einen anderen thematischen Schwerpunkt. Ob Bürgerbeteiligung, Nachhaltigkeit oder Zuwanderung: Immer geht es um bedeutende Herausforderungen für Deutschland. Bei der Suche nach möglichen Lösungen hilft oftmals der Blick über die Grenzen des Landes, um von gelungenen Beispielen zu lernen und guten Ansätzen hierzulande Rückenwind zu geben.

Der mit 200.000 Euro dotierte Preis wird jährlich an eine herausragende Persönlichkeit verliehen, die durch ihr Wirken maßgeblich dazu beigetragen hat, diese guten Beispiele und Ansätze entstehen zu lassen. Das Preisgeld ist zweckgebunden. Preisträger sind Personen mit Visionen und Kreativität, deren Lebenswerk durch herausragende Leistungen und Erfolge gekennzeichnet ist. Der Preisträger soll Vorbild und Ansporn für andere Menschen sein, getreu der Maxime Reinhard Mohns: „Wir haben die Freiheit zu handeln – wir sollten sie nutzen.“

Die Entscheidung über die Wahl des Preisträgers wird durch den Vorstand der Bertelsmann Stiftung gefällt. Der Reinhard Mohn Preis löste 2009 den Carl Bertelsmann-Preis ab, der von 1988 bis 2008 vergeben wurde.

Info: www.bertelsmann-stiftung.de/rmp

Literatur zum Thema



Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)
Migration gerecht gestalten

Weltweite Impulse für einen fairen Wettbewerb um Fachkräfte
Reinhard Mohn Preis 2015
388 Seiten, Broschur
30,00 Euro
ISBN 978-3-86793-658-3
erscheint auch als E-Book



Bertelsmann Stiftung (ed.)
A Fair Deal on Talent - Fostering Just Migration Governance

Lessons from Around the Globe
Reinhard Mohn Prize 2015
334 Seiten, Broschur
30,00 Euro
ISBN 978-3-86793-659-0
erscheint auch als E-Book

Von der Flucht in die Ausbildung

Gekommen, um zu bleiben

Immer mehr Flüchtlinge aus aller Welt wollen dauerhaft in Deutschland leben. 2014 stellten rund 200.000 Menschen einen Antrag auf Asyl, darunter viele Kinder und Jugendliche. Die Geschichten von Kapilraj Muththurasa aus Sri Lanka und Neswan Hamid aus dem Irak zeigen, dass hier auch eine große Chance für die Bundesrepublik Deutschland liegt – wenn man diese Menschen willkommen heißt und entsprechend fördert

Text: Harald Braun – Fotos: Valeska Achenbach

Kapilraj war 16, als sie kamen, um ihn zu foltern. Er ist Tamile, geboren in Jaffna in Sri Lanka, wo die Auseinandersetzungen zwischen Singhalesen und der tamilischen Minderheit seit 1983 immer wieder aufflackern. Sein Vater hatte 2008 untertauchen müssen, nun wollten die singhalesischen Schergen von Kapilraj wissen, wo er sich aufhielt. Kapilraj sagte nichts, konnte nichts sagen: „Niemand aus meiner Familie wusste, wo mein Vater war, das wäre zu gefährlich für ihn gewesen.“ Also steckten sie ihn, den sechzehnjährigen Jungen mit dem weichen Gesicht und den sanften Augen, in einen Kerker, in ein dreieckiges, schwarzes Loch ohne Tageslicht. Sie holten ihn mehrmals am Tag und in der Nacht und schlugen ihn, immer wieder. Eine Woche lang. Wenn Kapilraj davon erzählt, suchen seine Augen Halt an der Zimmerdecke. Es wirkt, als müsse er sich für einen Moment in einen mentalen Raum zwingen, den er nie wieder betreten wollte. Er spricht in so schleppendem Tempo, als müsse er seine Worte gegen große Widerstände an langen Strippen aus sich herausziehen; beschreibt dabei die schlimmsten Tage in seinem so jungen Leben in einem lakonischen, beinahe

mechanischen Tonfall, ohne seinem Gegenüber in die Augen zu schauen. Es schmerzt fast körperlich, Kapilraj bei dieser Reise in die eigene Vergangenheit zu beobachten.

Heute ist Kapilraj Muththurasa 22 Jahre alt und lebt in Deutschland – voller Hoffnung auf ein selbstbestimmtes, ein schönes Leben. Ein Leben, für das er bereit ist, hart zu arbeiten, das beweist er jeden Tag. Momentan ist Kapilraj Auszubildender als Industriemechaniker bei den Grillo-Werken in Duisburg. Ein junger Mann, über den sein Ausbilder Peter Spelleken sagt: „Er beeindruckt uns alle mit seinem Ehrgeiz, mit seinem Arbeitsethos – und mit seiner Persönlichkeit.“

Das passt zu den Beobachtungen, die die Politologin Johanna Boettcher auf der Internetpräsenz des Bundesinnenministeriums „Fachstelle für Interkulturelle Kompetenzentwicklung und Antidiskriminierung“ zur Diskussion stellt: „Flüchtlinge haben für die Flucht erhebliche, teils lebensbedrohliche Risiken und hohe Kosten in Kauf genommen, ohne zu wissen, was sie am Ziel erwartet. Bereits das zeugt von einem hohen Maß an Initiative, Willensstärke und Antriebskraft. Um nach Europa bzw. Deutschland zu

kommen, mussten sie Durchhaltevermögen beweisen sowie ihre Fähigkeit stärken, flexibel mit unterschiedlichsten Situationen zurechtzukommen. Dies zeigt sich besonders auch bei jungen Flüchtlingen. Lehrkräfte an Berufsschulen und ausbildende Betriebe berichten von einer hohen Leistungsbereitschaft und sehr gutem Sozialverhalten. Damit strahlen sie häufig auch auf andere Auszubildende aus. Sie wissen, dass Schulbesuch und Berufsabschluss nicht selbstverständlich sind und sie beides für eine dauerhafte Perspektive in Deutschland benötigen.“ >>

**„ER BEEINDRUCKT
UNS ALLE MIT SEINEM
EHRGEIZ, MIT SEINEM
ARBEITSETHOS“**

Peter Spelleken, Ausbilder, über
Kapilraj Muththurasa

Kapilraj Muththurasa aus Sri Lanka überlebte Folter und Flucht. Heute ist er 22 Jahre alt und macht eine Ausbildung bei den Grillo-Werken in Duisburg. Eine große Chance - für sich und viele andere in seiner Situation





„ER WAR ZIEMLICH HARTNÄCKIG. DAS HAT MIR GEFALLEN“

Hans Wieghorst, Friseurmeister

Das hört sich prima an und unkompliziert. In Wahrheit aber stehen hinter solchen nüchtern vorgetragenen Einschätzungen Schicksale wie das von Kapilraj Muththuras, dessen Mutter sofort ihr Haus verkaufte, als ihr ältester Sohn nach der Woche im Kerker wieder freigelassen wurde. Ein großes Haus, schon seit Generationen im Besitz der Familie. Von dem Erlös zahlte man 25.000 Euro an einen professionellen Schlepper, damit Kapilraj so schnell wie möglich nach Deutschland ausreisen konnte, in die Freiheit. Wie begründet die Ängste um sein Leben damals waren, zeigt die Frage nach dem Schicksal seiner Eltern. „Sie sind tot.“ Und seine Geschwister? Kapilraj schaut seinen Ausbilder hilfeschend an. „Darüber möchte Herr Muththuras nicht sprechen“, übernimmt Peter Spelleken für ihn. Später wird er in einer ruhigen Minute ergänzen: „Wir wissen auch nicht, was mit seiner Familie geschehen ist. Das ist wohl für ihn ein so emotionales Thema, dass er es völlig verdrängt.“

Haben Sie denn keinen Sohn?

Auch Neshwan Hamid möchte so wenig wie möglich über seine Vergangenheit in der alten Heimat sprechen. Seine Familie war bettelarm, sein Vater krank und ohne Arbeit, seine Perspektiven im Irak gleich null. Er sagt das, als ob es ihm schwerfiele, sich überhaupt nur daran zu erinnern. Szenen aus seiner Kindheit, Anekdoten, Freunde? Neshwan schaut irritiert. Was sollte das sein?

Am liebsten wäre ihm, wenn man sich damit zufriedengäbe, dass er mit 17 Jahren den Irak verließ. Verlassen musste. Denn die Wahrheit ist ja, dass er keine Wahl hatte: Er lebte im Nordirak in der Nähe von Tel Kassab, seine Familie gehört zu den jesidischen Kurden, die seit dem Ende des Irakkrieges 2003 zur Zielscheibe fundamentalistischer Muslime wurden. Die jesidische Minderheit im Irak muss permanent um ihr Leben fürchten, was dazu führt, dass sie seit Jahren in Massen nach Europa und Amerika flüchtet. So wie Hamid, dessen Familie knapp 10.000 Euro an einen Schlepper zahlte. Der brachte ihn 2010 zuerst in ein Auffanglager in der Türkei, nach ein paar Tagen von dort aus weiter nach Frankfurt: einen siebzehnjährigen Jungen, der kein Wort Deutsch sprach, aber immerhin das Glück hatte, dass er seinen acht Jahre älteren Bruder in Bielefeld anrufen konnte. Mit ihm lebt er auch heute noch dort, zusammen mit dessen Frau und zwei kleinen Kindern. Inzwischen spricht Neshwan Hamid gut Deutsch und hat sich in den wenigen Jahren, die er in Deutschland lebt, eine ordentliche Perspektive aufgebaut.

„Er war ziemlich hartnäckig“, sagt Hans Wieghorst lachend, der in der Bielefelder Innenstadt einen Friseursalon führt, „das hat mir gefallen.“ Eines Abends stand er einfach vor Wieghorsts Tür, der gerade dabei war, seinen Salon nach Ladenschluss wieder auf Vordermann zu bringen. Zwei Fragen hatte Neshwan Hamid. Eine lautete: „Kann ich bei Ihnen ein Praktikum machen?“ Die zweite: „Haben Sie denn keinen Sohn, der hier durchfegt?“ Wieghorst erinnert sich sichtlich vergnügt daran, dass Neshwan damals nicht verstehen konnte, dass Wieghorst zwar tatsächlich einen Sohn hat, der aber gar nicht im Laden seines Vaters arbeitete. „Der Zusammenhalt der Familie ist das Wichtigste für ihn“, sagt Hans Wieghorst. Das Verhältnis der beiden zueinander ist sichtlich herzlich, vertrauensvoll und fast freundschaftlich. „Mir hat imponiert, dass er immer wieder hergekommen ist, immer wieder – trotz all der Rückschläge. Er wollte unbedingt!“

Wieghorst war sofort bereit, Neshwan ein Praktikum in seinem Geschäft zu ermöglichen. Das scheiterte allerdings an bürokratischen Hürden. „Offiziell existierte Neshwan gar nicht für die deutschen Behörden“, sagt Wieghorst, „er hatte keine Sozialversicherungsnummer und konnte deshalb auch nicht versichert werden, ohne Versicherung aber konnte ich ihn hier nicht arbeiten lassen.“ Unterdessen wurde er nach seinem Antrag auf Asyl in unterschiedliche so >>



Neshwan Hamid macht ein Praktikum in einem Friseursalon in Bielefeld

Neshwan Hamid zweifelt keine Sekunde daran, dass er es in die Ausbildung schafft. Der Beruf macht ihm Freude, das zeigt er Kunden und Kollegen jeden Tag





genannte Integrationsklassen gesteckt, mit anderen Flüchtlingen zusammen, die weder Deutsch noch Irakisch sprachen. Eine Farce.

„Ich wollte schnell lernen, aber das war dort nicht möglich“, erzählt Neshwan, „wir schlugen einfach nur die Zeit tot.“ Neshwan nervte die Schulämter so lange mit seinem Wunsch nach einer „richtigen“ Ausbildung, bis er schließlich 2013 in der Maria-Stemme-Schule in Bielefeld den Hauptschulabschluss in Angriff nehmen konnte. Ein Jahr später war das geschafft. Deutsch lernt er nebenbei immer noch auf eigene Initiative, und auch auf seinen Traum-Beruf des Friseurs bereitete er sich vor, indem er in der eigenen Wohnung Freunden und Bekannten die Haare schön machte. Bei kurdischen Freunden hospitierte er in einem Friseurladen, doch das reichte ihm nicht. „Die machten immer dasselbe, den gleichen Schnitt – das brachte mich nicht weiter.“ Hans Wieghorst lacht: „Typisch für Neshwan. Er

ist ehrgeizig und ungeduldig, ich muss ihn nie antreiben, sondern eher bremsen.“ Dass Neshwan sein Praktikum doch noch machen konnte, ist übrigens Wieghorsts Engagement geschuldet. „Ich habe irgendwann den zuständigen Abteilungsleiter bei der Agentur für Arbeit angerufen, nachdem wir auf Sachbearbeiter-Ebene nicht weitergekommen sind, und habe ihm Neshwans Fall geschildert. Plötzlich ging's dann.“ Er lacht. „Aber es darf natürlich nicht sein, dass das Schicksal von Jungs wie Neshwan von der Eigeninitiative Einzelner abhängt. Es müsste einfacher sein für diese motivierten jungen Menschen, hier Fuß zu fassen.“ Inzwischen macht Neshwan ein so genanntes EQ, eine einjährige Qualifikation für eine richtige Ausbildungsstelle. „Die wird auf die Lehrzeit angerechnet, wenn die Leistungen gut sind“, sagt Hans Wieghorst und bestätigt: „Das ist nur zu seinem Besten. Praktisch ist Neshwan top, hier im Laden macht er sich prima, ist

auch beliebt bei den Kollegen. Aber durch seine Sprachnachteile hat er manchmal noch mit dem theoretischen Stoff Probleme – deshalb geht er nur in das zweite Lehrjahr, wenn es Sinn für ihn macht. Aber wie ich das sehe, schafft er das.“ Neshwan schaut ihn an, lächelt fein und zieht die Stirn leicht in Falten, als wolle er sagen: Wo, bitteschön, ist das Problem?

Viel mehr als nur ein Lehrling

Kapilrajs Wecker klingelt um 4 Uhr morgens. Jeden Tag. Um 4.35 Uhr verlässt er seine kleine Wohnung in Mülheim an der Ruhr, fährt mit dem Bus, fährt mit dem Zug, fährt wieder mit dem Bus. Zehn vor fünf steht er in der Regel dann vor seinem Ausbildungsbetrieb in Duisburg. 2013 hat er die Lehrstelle als Industriemechaniker erhalten, vier Stellen gibt es pro Jahr, bei etwa 200 Bewerbern. Ausbildungsleiter Peter Spelleken erinnert



Kapilraj Muththurasa hat die ersten Prüfungen bestanden und alle Chancen, nach seiner dreijährigen Lehrzeit bei Grillo übernommen zu werden. Nebenbei büffelt er in der Abendschule auf die Fachoberschulreife hin, ist Jugendsprecher der Auszubildenden bei Grillo und macht außerdem einen Nebenjob in einer Pizzeria



**„SEIN WILLE, ETWAS
AUS SEINEM LEBEN
ZU MACHEN, HAT UNS
IMPONIERT“**

Peter Spelleken, Ausbilder

sich daran, dass Kapilraj schon bei den Tests hervorragend abgeschnitten hatte, er war gut in Mathe, konnte mit seinen Händen umgehen, hatte eine freundliche, verbindliche Art. „Aber vor allem sein Wille, etwas aus seinem Leben zu machen, hat uns imponiert.“

Einfach hat es ihm Deutschland nicht gemacht. Er wurde nach seiner Ankunft in Deutschland in einem Asylantenheim untergebracht, acht Männer in einem Zimmer, 183 Euro Sozialhilfe im Monat und keine Chance, etwas Sinnvolles mit seiner Zeit anzufangen. Sechs Monate kämpfte er um einen Schulplatz, vergeblich, machte Ein-Euro-Jobs, sammelte Papier auf, um überhaupt irgendetwas zu tun. Nach sechs Monaten erhielt er ein Visum, fand mit der Hilfe einer Mitarbeiterin des Mülheimer Sozialdienstes eine Wohnung, musste allerdings von dort jeden Tag zwei Stunden lang zur Schule laufen, weil ihm das Geld für Bahn- und Bustickets fehlte. Er suchte sich einen Job in einer Pizzeria, absolvierte Deutschkurse in der Volkshochschule und schaffte unter diesen Bedingungen trotzdem seinen Realschulabschluss. Und er schickte Bewerbungen für einen Ausbildungsplatz an alle Betriebe im Ruhrgebiet, die für ihn in Frage kamen, 70 an der Zahl. Etwa bei der Hälfte wurde Kapilraj zum Test eingeladen, am Ende hatte er elf Zusagen. Elf! Kapilraj lächelt ein wenig scheu, aber auch stolz. Bei Grillo hat er dann

angefangen, weil von dort die erste Zusage kam. Aber auch, weil ihm der Familienbetrieb gefiel. Die Atmosphäre in der Werkstatt ist herzlich, Peter Spelleken ist ein freundlicher, warmherziger Typ, der betont: „Wir passen auf, dass unsere Mitarbeiter auch menschlich zu uns passen. Es war in den letzten 20 Jahren noch kein Ausfall dabei!“ Kapilraj ist mehr als nur „kein Ausfall“. Er hat alle Chancen, nach seiner dreijährigen Lehrzeit übernommen zu werden. Die erste Prüfung hat er schon hinter sich, mit 88 Prozent bestanden. „Der Durchschnitt hat etwa 70 Prozent.“

Die Frage ist nur, ob Kapilraj nach seiner Lehre überhaupt bleiben will. Wenn sein Arbeitstag bei Grillo zu Ende ist, macht er weiter Deutschkurse an der Volkshochschule, engagiert sich als Jugendsprecher für die Auszubildenden bei Grillo, die ihn dazu gewählt haben. Außerdem büffelt er auf der Abendschule für die Fachoberschulreife und spielt am Wochenende Cricket in einer Mannschaft in Bochum. Ach ja, den Nebenjob in der Pizzeria macht er auch noch, wann immer es seine Zeit zulässt. Wie bewältigt ein junger Mensch solch ein Pensum? Peter Spelleken sagt: „Er hat einmal, mehr so im Spaß, bemerkt: ‚Ich will Ingenieur werden‘. Das ist wohl sein heimlicher Traum.“ Dann zuckt er leicht mit den Schultern und lächelt. Was so viel heißen soll wie: Na, wenn es einer schafft ... ▣



Erwartet mit Spannung und Vorfreude das Leben in Deutschland: Demi Salvation tritt im Frühling eine Stelle als Krankenpfleger in Bad Salzhausen an



Die Absolventinnen des TESDA Women's Center Complex hoffen auf einen gut bezahlten Arbeitsplatz im Ausland

Triple Win

Aufbruch in ein neues Leben

Seeleute, Haushaltshilfen, Hotelpersonal, Bauarbeiter ... Rund zehn Prozent der Filipinos leben im Ausland und schicken ihr Geld nach Hause zu ihren Familien. Eine Entwicklung, die vielen hilft: den Arbeitskräften, ihrem Gastland und den Philippinen - die aber auch großes Unglück bringen kann

Text: Hilja Müller – Fotos: Bernd Jonkmanns



Seit Jahren boomt der Dienstleistungssektor, viele Filipinos gehen ins Ausland und bereiten sich sehr gezielt auf diesen Schritt vor

Demi Salvacion strahlt, als hätte er einen Sechser im Lotto gewonnen. Adrett schaut er aus, das dunkle Haar ist sauber gescheitelt, die dezent blaue Strickjacke passt zum Oberhemd. Es scheint, als versuche der Filipino, sein Aussehen dem künftigen Gastland anzupassen. Denn Mitte Mai soll der 27-Jährige nach Deutschland ziehen, um dort als Krankenpfleger zu arbeiten. „Ich bin total happy, dass ich diese Chance bekomme“, freut er sich. Finanziell ist der Job in Deutschland tatsächlich so etwas wie ein Hauptgewinn, wird er künftig doch das Zehnfache von dem verdienen, was er bisher im Schichtdienst auf der Intensivstation einer philippinischen Klinik erhalten hat.

Nicht umsonst heißt das Programm, bei dem Demi Salvacion zu den Ausgewählten gehört, „Triple Win Project“. Vor zwei Jahren vereinbarten Deutschland und die Philip-

pinen, dass insgesamt 500 Krankenpfleger aus dem südostasiatischen Inselstaat an deutsche Kliniken vermittelt werden sollen. „Damit ist sowohl Deutschland gedient, wo es nicht ausreichend Krankenschwestern und Pfleger gibt, als auch den Philippinen, die in diesem Bereich ein Überangebot haben. Und natürlich gewinnt jeder einzelne Teilnehmer unseres Programms, weil er einen festen Arbeitsplatz mit einem guten Gehalt bekommt“, erklärt Björn Gruber, der bei der GIZ (Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit) in Eschborn verantwortlich für das Projekt ist.

„Der Andrang war riesig“, erinnert er sich, „mehr als 5.000 Filipinos haben sich beworben.“ Arbeitserfahrung und Fachwissen (und deutsche Sprachkenntnisse) entschieden darüber, wer den Zuschlag erhielt. Von den bisher 40 über das Projekt in Deutschland arbeitenden Filipinos haben einige

**„DER ANDRANG WAR
RIESIG, MEHR ALS
5.000 FILIPINOS
HABEN SICH
BEWORBEN“**

Björn Gruber, GIZ



Die Skyline von Manila. Die philippinische Hauptstadt hat rund 12 Millionen Einwohner. Im Großraum Manila leben rund 17 Millionen

bereits ihre volle Anerkennung durch deutsche Behörden erhalten. Sie können fest in Deutschland bleiben und sogar ihre Familie nachholen – ein großer Unterschied zur üblichen internationalen Praxis, bei der philippinische Gastarbeiter nach Belieben geholt und wieder heimgeschickt werden.

Kein Wunder also, dass Demi Salvacion sich als Gewinner sieht. Mehrere Monate lang hat er beim Goethe-Institut in Manila Deutsch gebüffelt, um das verlangte Sprachzeugnis zu erhalten. „Eine schwere Sprache ist es, aber auch eine spannende“, urteilt der junge Mann, „mir macht es Spaß, sie zu lernen.“ In der kleinen Bibliothek des Institutes blättert er gerne in deutschen Reiseführern, oder er schaut sich Filme an. „Ich muss doch wissen, wo ich hinkomme“, lacht er.

Die Kursgebühr übernimmt sein künftiger Arbeitgeber, eine Privatklinik in Bad Salzhausen. Auch die Flugkosten, die Be-

treuung durch die GIZ, Visagebühren und ein Eingliederungsseminar zahlt das Krankenhaus. „Insgesamt summiert sich das auf 3.700 Euro“, weiß Jörg Gruber. Kein Pappenstiel, doch für die deutschen Kliniken offenbar ein Ausweg aus der Personalknappheit. „Und Filipinos haben unbezahlbare Vorteile“, betont Nimfa de Guzman, die bei der Auswanderungsbehörde POEA (Philippine Overseas Employment Administration) für das Triple-Win-Projekt zuständig ist: „Sie sind herzlich, freundlich und geduldig.“

Eigenschaften, die auch in anderen Ländern hoch im Kurs stehen und für die die Bewohner der Philippinen seit Jahrzehnten bekannt und begehrt sind. Da Englisch neben Tagalog die Hauptsprache der Filipinos ist, sind sie global einsetzbar. Ob als Haushaltshilfe oder Hotelkraft, als Bauarbeiter oder Seemann – mehr als zehn Millionen Filipinos arbeiten offiziell im Ausland, zu-

sammen mit ungezählten illegalen Gastarbeitern sind es mehr als zehn Prozent der Bevölkerung. Damit gehört der Inselstaat weltweit zu den Spitzenreitern. Von Arbeitsbedingungen, wie Demi Salvacion sie erwarten kann, können die meisten Gastarbeiter nur träumen. Der Großteil der OFW (Overseas Filipinos Workers), wie sie zu Hause offiziell genannt werden, arbeitet unter miesen Bedingungen und für lausige Bezahlung. Besonders harsche Fälle werden immer wieder aus dem Nahen Osten bekannt, wie jüngst die in Verruf gekommenen Baustellen zur Fußball-WM in Katar.

Viele OFW werden für sogenannte „3D-Jobs“ angeheuert: dirty, difficult and dangerous. Zu Deutsch: dreckig, schwer und gefährlich. Aber viele Filipinos haben keine Wahl, der Drang ins Ausland entspringt keiner Abenteuerlust, sondern ist aus der Not geboren. Auch wenn die Philippinen >>



Der Hafen von Manila. Kapitän Erik Freberg Blom (unten) im Norwegian Training Center, einer Weiterbildungsstätte für Seeleute



seit Jahren gute Wirtschaftszahlen vorlegen, bleiben die Geburten- und die Armutsrate hoch. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung lebt unterhalb der Armutsgrenze. Arm sein bedeutet in dem oft von Taifunen und Vulkanausbrüchen gebeutelten Land, mit weniger als zwei US-Dollar am Tag auszukommen.

Familien, die Verwandte mit einem Job im Ausland haben, können sich daher glücklich schätzen. Denn Filipinos, die in der Ferne schufteten, sparen meist jeden Cent, um das Geld nach Hause zu schicken. Die Summen, die OFW nach Hause transferieren, sind unglaublich: Knapp 27 Milliarden

„FILIPINOS SIND SEIT DREI JAHRZEHNEN VON NORWEGISCHEN SCHIFFEN NICHT WEGZUDENKEN“

Erik Freberg Blom, Kapitän

US-Dollar waren es laut der philippinischen Zentralbank im Jahr 2014, ein Anstieg von 6,2 Prozent zu 2013.

Im Idealfall wird das Geld für die Ausbildung der Kinder oder den Ausbau des Hauses ausgegeben, allzu oft versickert es indes in kurzlebigen Anschaffungen wie Handys oder Fernsehern. Selten wird Geld fürs Alter gespart.

Die Regierung in Manila unterstützt seit den Zeiten von Diktator Ferdinand Marcos den Exodus Arbeit suchender Filipinos, kurbelt das Geld doch die Konsumfreude zu Hause und somit die Wirtschaft an. Die



Auf der Simulationsbrücke des Norwegian Training Center Manila (NTCM) steht Elmer Sarzuelo (47), der seit 22 Jahren auf Schiffen arbeitet und schon mit 20 Jahren zum ersten Mal anheuerte. Damals hatte er schreckliches Heimweh. Unten: Seeleute bei der Elektronik-Weiterbildung im Trainingscenter

Schattenseite dieser Entwicklung ist unübersehbar: Kinder leiden unter der jahrelangen Abwesenheit des Vaters, der Mutter oder gar beider Elternteile. Oft gehen auch die ältesten Geschwister ins Ausland, um für die jüngeren daheim zu sorgen. Es ist ein Teufelskreis, der schwer zu durchbrechen ist.

Elmer Sarzuelo gehört zu dem Heer philippinischer Seefahrer, die auf den Weltmeeren unterwegs sind. Als 20-jähriger heuerte er erstmals auf einem Tanker an. „Ich wollte das eigentlich nicht, aber ich wusste, ich muss Geld für die Familie verdienen.“ Einen Job als Kadett zu finden sei einfach ge- >>





**„ENDLICH EIN
EINKOMMEN, DAS EIN
KOMFORTABLES
LEBEN ERMÖGLICHT“**

Rosemarie C. Calo, Schweißerin

Rosemarie C. Calo
wird zur Schweißerin
ausgebildet



Die staatliche Fortbildungsstätte TESDA bietet gezielt Kurse für Berufe an, die im Ausland besonders gefragt sind, unter anderem für Handwerksberufe und für Haushaltsführung

wesen. „Der Abschied von zu Hause war aber furchtbar, ich war vorher nie von daheim weg gewesen.“ 1988 war das, ein ganzes Jahr dauerte die erste Fahrt des jungen Mannes.

„Gleich zu Beginn waren wir 33 Tage ohne Unterbrechung auf See. Ich hatte schlimmes Heimweh, wurde seekrank. Als Jüngster der Crew musste ich alle ungeliebten Jobs erledigen“, denkt sich Sarzuelo zurück. Seine dunklen Augen schauen ernst, kein Lächeln gibt der Erinnerung einen nostalgischen Hauch. Alles für die Familie: Von seinen 150 US-Dollar Lohn schickte der junge Filipino 75 nach Hause.

Tatsächlich sind Seeleute die eifrigsten Geldgeber unter den OFW. „Nur zwei Prozent von ihnen fahren zur See, doch die schicken 25 Prozent aller Überweisungen heim“, weiß Kapitän Erik Freberg Blom. Der Mann mit den blitzblauen Augen ist Leiter des Norwegian Training Center Manila (NTCM), einer maritimen Aus- und Fortbildungsstätte in Manila. Vor dem Gebäude wehen die philippinische und die norwegische Flagge in der leichten Tropenbrise. Eine seltsame Kombination, so scheint es. Doch für das nordeuropäische Land lohnt es sich, die Akademie in Manila zu betreiben. „Filipinos sind seit drei Jahrzehnten von norwegischen Schiffen nicht wegzudenken. Im Vergleich zu anderen Südasiaten sind sie anpassungsfähiger, ausdauernder und es gibt kei-



Marta M. Hernandez, Marketing-Chefin von TESDA

ne Sprachprobleme mit ihnen“, lobt Freberg.

Der Drang aufs Meer ist groß auf den Philippinen. „Für unser Kadettenprogramm hatten wir dieses Jahr 10.000 Bewerber, 504 haben wir angenommen. Wenn sie in vier Jahren die Akademie verlassen, ist ihnen ein Job sicher“, garantiert der Akademie-Chef. Neben der Grundausbildung finden beim NTCM 80 Fortbildungskurse von Kochen bis Management statt, zu denen nicht nur norwegische Reeder ihre Crewmitglieder schicken.

Auch Elmer Sarzuelo, der sich zum Ersten Offizier hochgearbeitet hat, muss noch dazulernen: „Die Arbeit an Bord ist sehr technisch geworden“, sagt der 47-Jährige. Gemeinsam mit zwei Kollegen übt er in einem

fünftägigen Intensivkurs die Feinheiten der Navigation. An diesem Vormittag steht eine knifflige Aufgabe an: Das Trio soll einen Tanker in den Hafen von Boston lenken.

Im Brückensimulator herrscht konzentrierte Anspannung. Sarzuelo und seine Kollegen haben intensiv Seekarten studiert, bevor sie sich an die Aufgabe machen. Sie nehmen ihre Positionen an den Pulten ein und blicken gespannt auf den raumfüllenden Bildschirm. Die Silhouette von Boston zeichnet sich klar ab, die See ist unruhig. Ein ausfahrender Tanker muss mit ausreichend Abstand passiert werden. Aus dem Kontrollraum kommen per Lautsprecher Hinweise, wenn's brenzlig wird. Ein kleiner Fehler kann verheerende Folgen haben – gut, dass man die Simulation jederzeit anhalten und falsche Entscheidungen korrigieren kann.

„Man lernt nie aus als Seemann“, lacht Sarzuelo in einer Pause und rückt seine modische Hornbrille zurecht. Auf die Frage, ob es ihm inzwischen Spaß mache, auf dem Meer unterwegs zu sein, antwortet er ohne Zögern: „Nein, das kann ich nicht sagen. Aber mein Opfer hat sich gelohnt, finanziell. Ich verdiene jetzt 10.500 US-Dollar im Monat und habe mir und meiner Familie viel leisten können.“ Für seinen Sohn erhofft er sich dennoch eine andere Zukunft: „Ich denke, er wird bessere Chancen haben, als ich sie 1988 hatte.“

Auf die Chance hoffen

Auf eine gute Chance hofft auch Rosemarie C. Calo. Die 34-Jährige scheut sich nicht vor Schmutz und Lärm, um ihrem großen Ziel, einem Job in Australien, näher zu kommen. Der Filipina mit den raspelkurzen Haaren rinnt der Schweiß übers staubige Gesicht, als sie den Schutzhelm abnimmt. In der staatlichen Fortbildungsstätte TESDA (Technical Education and Skills Development Authority) in Manila lernt sie seit zwei Monaten, mit einem Schweißgerät umzugehen. „Wenn ich das hier schaffe, habe ich gute Chancen in Australien“, glaubt die ausgebildete Ingenieurin. „Dort werden Schweißser gesucht, und mein Bruder ist schon in Australien und kann mir helfen, einen Job zu finden.“ Auf den Philippinen habe sie keine tolle Zukunft zu erwarten, „hier kann ich im Monat vielleicht auf 270 US-Dollar im Monat kommen, in Australien auf mehr als 2.600.“ Endlich ein Einkommen zu haben, das ein komfortables Leben ermöglicht, ist Antrieb genug. „Dafür mache ich mir gerne die Hände dreckig“, grinst die burschikose Filipina und stapft zurück in die Werkhalle. >>



Maria Ruby L. Madeja hat Angst vor ihrer neuen Arbeit als Haushaltshilfe im Nahen Osten. Sie lebt in Manilas Stadtteil Makati (rechts, Blick aus dem Fenster ihrer Wohnung)

Zehntausende werden jährlich von TESDA ausgebildet, die Palette der landesweit angebotenen Kurse reicht von Tourismus über IT bis zu Sprachkursen. Viele benutzen die erworbene Qualifikation als Sprungbrett für einen Wechsel ins Ausland. TESDA bietet gezielt Kurse für Berufe an, die auf dem internationalen Markt besonders nachgefragt sind. „Dazu gehören derzeit das Hotelgewerbe, der Gastronomie-Sektor, aber auch Handwerksberufe wie Mechaniker oder Schweißer. Die Auswanderungsbehörde gibt uns Hinweise, in welchen Bereichen die Nachfrage groß ist“, erklärt die Marketing-Chefin, Marta M. Hernandez. „Natürlich wäre es gut, wenn wir unsere Leute hier halten könnten, aber es gibt nicht ausreichend Jobs für die wachsende Bevölkerung. Vielleicht sieht es ja in zehn Jahren anders aus.“

Nimfa de Guzman ist optimistisch, sie spricht von einem Richtungswechsel bei der philippinischen Auswanderungsbehörde: „Wir machen weniger Werbung und achten mehr auf den Schutz unserer OFW, beraten sie mehr und prüfen die Verträge genau.“

Jennifer Piñon kennt das Für und Wider eines Lebens als OFW nur zu gut. Die 34-jährige von der Insel Panay hat bereits dreimal als Kindermädchen in Deutschland gearbeitet, insgesamt verbrachte sie acht Jahre dort. Sie war 20 Jahre alt, als ihr die deutsche



Jennifer Piñon nach ihrer Rückkehr aus Deutschland, wo sie als Kindermädchen arbeitete



Demi Salvacion tritt eine Stelle als Krankenpfleger in Bad Salzhausen an

**„ES WAR FÜR MICH EIN
ERSCHRECKENDER
GEDANKE, IN DIE FREMDE
ZU GEHEN UND DIE SPRACHE
NICHT ZU SPRECHEN“**

Jennifer Piñon, Kindermädchen



likin Trost in der Kirche. Dort traf sie beim Gottesdienst schließlich auch auf Landsleute und bekam Boden unter die Füße. „Ich habe intensiv Deutsch gelernt und begann zu reisen. Das hat vieles geändert“, sagt sie. Große Sprünge waren freilich nicht drin. Von ihrem geringen Verdienst schickte sie einen Großteil heim. „Meine drei jüngeren Schwestern sollten eine gute Ausbildung bekommen. Für mich war als Zweitälteste ja kein Geld da.“

Zwei weitere Deutschlandaufenthalte folgten, der letzte in der Nähe von Frankfurt währte fünf Jahre. Nun ist Jennifer Piñon wieder in Manila, doch an ihre Zeit im Ausland erinnert sie sich gerne zurück. „Ich habe mich zum Schluss schon fast deutsch gefühlt“, lacht sie. „Selbst an das kalte Wetter hatte ich mich gewöhnt.“ In der Tat kann sie sich vorstellen, wieder in Deutschland zu arbeiten. „Aber nur dort! Ich würde nie irgendwo in Asien einen Job annehmen. Die Arbeitsbedingungen sind oft so unfair, und man verdient viel zu wenig. Unsere Regierung sollte wirklich dafür sorgen, dass es auf den Philippinen ausreichend Jobs gibt, statt die Auswärtsbeschäftigung zu fördern. Aber die sind natürlich auf das Geld scharf, das die OFW schicken“, kritisiert die 34-Jährige.

Angst vor der Zukunft

Maria Ruby L. Madeja gehört zu jenen, die aus finanzieller Not im Nahen Osten anheuern. Wohl wissend, dass die Region keinen guten Ruf hat. „Aber was soll ich machen?“, fragt die junge Frau und knetet nervös ihre Hände. „Als Maid hier in Manila verdiene ich nicht genug für meine beiden Jungen, und mein Vater ist nur ein armer Bauer.“ Eine Tante habe ihr geholfen, einen Job in Abu Dhabi zu finden. „Doch als die Frau meines Arbeitgebers ein Foto von mir gesehen hat, hat sie gesagt, ich sei zu hübsch, das bringe ihren Mann nur auf dumme Gedanken“, erzählt Madeja.

Das hat ihr zwar Angst gemacht, eine Alternative sieht sie indes nicht, und so lässt sie sich auf ein neues Angebot aus Abu Dhabi ein. Alles muss jetzt ganz schnell gehen. Ihren Job bei einer australischen Familie in Manila kündigt sie Hals über Kopf. Nur fünf Tage bleiben ihr, um alles zu regeln, sich von ihren beiden Kindern zu verabschieden, die bei der Oma unterkommen. Wie lange sie sie nicht sehen wird? „Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nur, dass ich dort mehr verdienen soll. Ich bin völlig verwirrt, wirklich“, sagt sie mit Tränen in den Augen, als sie über die ungewisse Zukunft spricht. Die Zeit drängt,

fähig verabschiedet sich Madeja von der australischen Familie und verschwindet im Verkehrsgewühl von Manila.

Es sind Szenen, die sich täglich tausendfach auf den Philippinen abspielen. Jennifer Piñon ist froh, dass diese Ängste hinter ihr liegen. Sie bereut ihre Zeit im Ausland nicht, weiß aber auch: „Es war ein Glück, dass ich nach Deutschland gehen konnte.“

Deutschland, das gelobte Land? Demi-Salvacion glaubt fest daran. Er kann vor Freude kaum ruhig sitzen, wenn er an seine Zukunft in Deutschland denkt. „Ich habe mir alles im Internet angeschaut, es sieht toll aus“, schwärmt er. Sogar Reisepläne habe er schon gemacht, die Mauer in Berlin gehört ebenso dazu wie die Internationale Automobilausstellung in Frankfurt. Besonders freut er sich auf München: „Ich will die Surfer im Eisbach sehen und unbedingt in die Allianz-Arena gehen“, sagt er mit glänzenden Augen, „denn ich bin ein großer Fußballfan.“ Eine gute Voraussetzung, um ein Leben in Deutschland zu beginnen. □



info >

Philippinen

Die **Republik der Philippinen** mit der Hauptstadt Manila ist eine Präsidialdemokratie und liegt als Staat und Archipel mit 7.107 Inseln im westlichen Pazifischen Ozean. Die Philippinen gehören zu Südostasien und bilden nach Indonesien, Madagaskar, Papua-Neuguinea und Japan den fünftgrößten Inselstaat der Welt. Mit **mehr als 100 Millionen Einwohnern** sind sie der zwölftgrößte Staat der Welt.

Die philippinische Wirtschaft zeigt ein für viele Entwicklungsländer typisches Bild: die Zerteilung zwischen moderner Elektronik-Industrie und boomendem Dienstleistungssektor auf der einen Seite und Armut und Subsistenzlandwirtschaft auf der anderen. Hinzu kommt ein **Entwicklungsgefälle** zwischen der Hauptstadt Manila, die den Entwicklungsstand eines Schwellenlandes widerspiegelt, und den wirtschaftlich stark rückständigen Provinzen.

Familie, deren Kinder sie in Manila betreute, das Angebot machte, mit nach Karlsruhe zu ziehen. „Das war für mich ein erschreckender Gedanke, in die Fremde zu gehen und die Sprache nicht zu sprechen“, erinnert sich die zierliche Filipina.

Doch ihre eigene Familie fand die Idee gut, und schließlich sagte die junge Frau zu. „Ich saß ohne einen Euro in der Tasche im Flieger und bin mir sehr alleine vorgekommen. In Karlsruhe angekommen, wollte ich gleich wieder zurück.“ Wie viele der oft strenggläubigen Filipinos suchte die Katho-

Einwanderungsland Schweden

Leben zwischen Glück und Ghetto

Schweden hat die liberalste Einwanderungspolitik Europas. Im vergangenen Jahr hat das Land 110.610 Menschen eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis gewährt, ein Drittel davon waren Asyl- und Schutzsuchende. Der enorme Zuzug ist gewollt, dennoch stellt er für die Sozialsysteme und die Gesellschaft eine große Herausforderung dar. Vor ihrer Abwahl 2014 hat die liberal-konservative Regierung eine umfassende Migrationsreform durchgeführt, die Flüchtlinge schneller in den Arbeitsmarkt bringt und Unternehmen freie Wahl bei der Rekrutierung von Mitarbeitern aus Drittländern lässt. Doch Integration funktioniert nur, wenn auch die Schweden mitziehen

Text: Sigrid Harms – Fotos: Christian Gogolin

Diana Baghdo ist ganz in ihrem Element. Mit ihrem Helm, der leuchtend gelben Jacke und den extra gepolsterten Sicherheitsschuhen an den Füßen klettert sie das Baugerüst am Nationalmuseum in Stockholm hinauf. Von hier oben hat man einen wunderbaren Blick auf die vom Wasser zerteilte schwedische Hauptstadt. Die energische Frau aus Syrien, die noch vor drei Jahren fürchtete, von der Terrormiliz Islamischer Staat (IS) ermordet zu werden, ist glücklich. „Ich habe nicht geglaubt, dass ich jemals wieder als Ingenieurin arbeiten werde“, sagt die 42-jährige. „Schweden hat so viel zu bieten, aber man muss dafür kämpfen.“

Kein anderes Land in Europa nimmt – gemessen an seiner Einwohnerzahl – so viele Flüchtlinge auf wie Schweden. 2014 haben 81.300 Menschen einen Asyl- oder Schutzantrag gestellt. Knapp die Hälfte bekam eine Aufenthaltserlaubnis. Diese enorme Zahl an Menschen bringt auch das schwedische System an den Rand seiner Leistungsfähigkeit. Es fehlt an Wohnraum und Sachbearbeitern, und auch in der Bevölkerung wachsen Zweifel: Einer Umfrage vom März dieses Jahres zufolge sind 60 Prozent der Schweden der

Meinung, die Integration von Einwanderern funktioniere nicht besonders gut.

„Es ist ganz klar, wenn man eine große Menge an Menschen aufnimmt, sieht es am Anfang wie eine große Herausforderung aus“, räumt Tobias Billström ein, der von 2006 bis 2014 Migrations- und Asylminister in Schweden war. „Aber wenn man früh beginnt, Strategien zu entwickeln, wie man damit umgeht, vor allem, wenn es um den Arbeitsmarkt, Unterkünfte und Schulen geht, können wir das hinkriegen“, sagt der 41-jährige Politiker der liberal-konservativen Partei Moderaterna. „Ich sehe auch keine Alternative, denn die Krise in Syrien scheint noch einige Jahre anzudauern.“

Um Einwanderer schneller und besser zu integrieren, hat die Regierung in den letzten Jahren das Migrationsgesetz stufenweise reformiert. Seit 2010 bemüht man sich, Neuankömmlinge wie Diana Baghdo so zu schulen, dass sie so schnell wie möglich auf eigenen Beinen stehen können. „Wir sorgen dafür, dass Flüchtlinge und ihre Familien sofort nach Bewilligung ihres Asylantrags mit uns in Kontakt treten“, sagt Johan Nylander von der Arbeitsvermittlung. „Wir fragen die schulischen und beruflichen Erfahrungen

„SCHWEDEN HAT SO VIEL ZU BIETEN, ABER MAN MUSS DAFÜR KÄMPFEN“

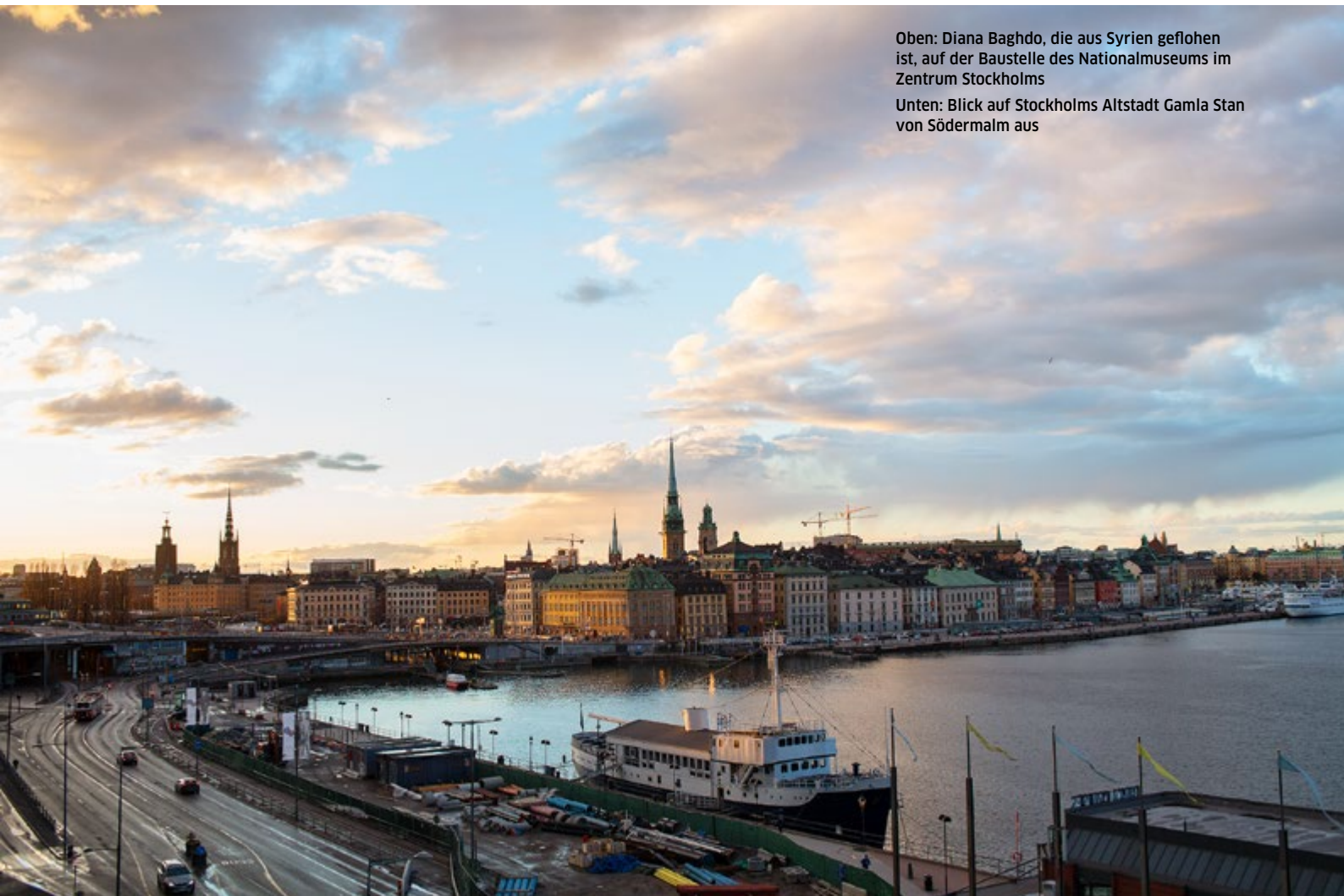
Diana Baghdo aus Syrien

ab und planen gemeinsam, welche Kurse für den beruflichen Werdegang nützlich sind.“ Spracherwerb und fachbezogene Schulung laufen parallel und nicht hintereinander.

Diese Einführungsphase läuft maximal zwei Jahre und ist keineswegs ein Zuckerschlecken. Die Teilnehmer haben eine 40-Stunden-Woche mit unterschiedlichen Maßnahmen wie Sprachunterricht, Landeskunde, berufsvorbereitenden Kursen, Praktika in Betrieben. Wer nicht erscheint, wird sanktioniert und bekommt weniger Geld. „Das wirkt sehr motivierend auf die Teilnehmer“, meint Nylander. >>



Oben: Diana Baghdo, die aus Syrien geflohen ist, auf der Baustelle des Nationalmuseums im Zentrum Stockholms
Unten: Blick auf Stockholms Altstadt Gamla Stan von Södermalm aus



**„WENN MAN EINE
GROSSE MENGE AN
MENSCHEN AUFNIMMT,
SIEHT ES AM ANFANG
WIE EINE GROSSE
HERAUSFORDERUNG
AUS“**

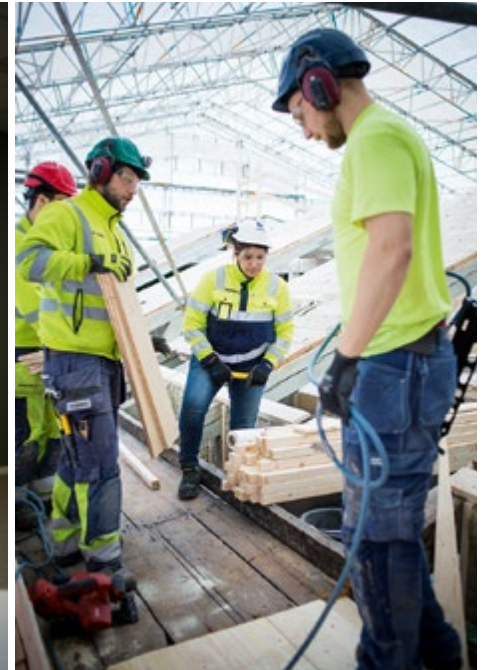
Tobias Billström, Politiker



Der ehemalige Integrationsminister und heutige stellvertretende Vizesprecher des schwedischen Parlamentes Tobias Billström (41) im Banksaal des Reichstages



Das Bauunternehmen Skanska hat ein besonderes, firmeninternes Programm entwickelt, um Migranten in ihrem Unternehmen zu integrieren, erklärt Chefin Ann Ericsson



Diana Baghdo (42) im Gespräch mit Mitarbeitern im obersten Stockwerk der Baustelle

Für Diana Baghdo hat dieser schnelle Start funktioniert. Als sie vor 16 Monaten nach Schweden kam, hat sie sofort begonnen, die Sprache zu lernen. In ihrer Heimat Al-Hasaka im Nordosten Syriens hatte die Ingenieurin Krankenhäuser, Schulen und zuletzt ein Flüchtlingscamp des UNHCR gebaut. Sie konnte also eine Ausbildung vorweisen. Dieses Potenzial erkannte das Bauunternehmen Skanska, bei dem sie jetzt unter Vertrag ist und ein sechsmonatiges Ausbildungsprogramm zur Führungskraft absolviert.

Es ist das dritte Mal, dass das international aufgestellte Bauunternehmen Migranten zu leitenden Mitarbeitern ausbildet. Die Initiative kam von der Firma selbst, auch wenn sie jetzt eng mit der Arbeitsvermittlung zusammenarbeitet. „Die Baubranche ist auf Arbeitskräfte von außen angewiesen“, sagt Ann Ericsson, die bei Skanska für die Rekrutierung von Mitarbeitern zuständig ist. Der internationale Wettbewerb um qualifizierte Arbeitskräfte werde immer härter. Bislang verzichtet das Unternehmen darauf, Mitarbeiter im Ausland anzuwerben. „Wir wollen die Ressourcen nutzen, die Schweden zu bieten hat“, sagt Ericsson. Weil Skanska allein die Flut von Bewerbungen nicht bewältigen konnte, trifft die Arbeitsvermittlung eine Vorauswahl von geeigneten Kandida-

ten, in der Regel arbeitslose Migranten mit entsprechender Vorbildung. Skanska-Mitarbeiter versuchten dann die tatsächlichen Qualifikationen abzufragen oder auch zu testen, denn einige Flüchtlinge hätten keine Papiere, die ihre Fertigkeiten belegten, erklärt Ann Ericsson. „Einmal brachte ein Bewerber einfach ein Foto von einem Haus mit, das er gebaut hatte.“

Ihre theoretische Grundausbildung bekommen die zukünftigen Skanska-Ingenieure an der Berufsakademie (Yrkesakademin). In Sundbyberg im Norden Stockholms präsentiert der Chef, Delaware Mindland, im schicken Anzug seine nagelneuen Schulungsräume. „Wir sind erst vor zwei Wochen umgezogen, die Nachfrage nach unseren Kursen wächst und wächst“, sagt der Schwede mit iranisch-amerikanischen Eltern. Auch die Berufsakademie arbeitet eng mit der Arbeitsvermittlung zusammen und bietet ausschließlich Schulungen an, die der Arbeitsmarkt benötigt. In diesem Fall: Ingenieure, Vermessungstechniker und Makler. Die Kurse dauern 35 bis 40 Wochen, acht Stunden Unterricht am Tag. Einmal die Woche kommt ein Schwedisch-Lehrer, der mit der Klasse die fachbezogene Literatur durchgeht und spezifische Vokabeln paukt. „Unsere Schüler sind hochmotiviert, weil sie

endlich ihre Zukunft in die Hand nehmen können“, sagt Mindland.

Bürokratische Hürden

Für Sam Lali, der vor 15 Jahren aus Afghanistan geflohen, und seit neun Jahren in Schweden ist, hat das Integrationssystem nicht so gut funktioniert. Der 32-jährige musste drei Jahre warten, bis seinem Asylantrag stattgegeben wurde, obwohl seine Kindheit und Jugend von Gewalt, harter körperlicher Arbeit und Bedrohung durch die Taliban geprägt war. Während der Wartezeit hatte er sich einen Job in der Küche eines Restaurants besorgt, weshalb ihm die Arbeitsvermittlung abgesehen vom Sprachkurs weitere Ausbildungsmaßnahmen nicht finanzieren wollte. „Ich bin nur vier Jahre zur Schule gegangen und möchte so gern mehr lernen“, erzählt der freundliche Mann mit der schwarzen Brille. Sam träumt davon, Regisseur zu werden und seine Erlebnisse zu einem Film zu machen. „Viele Menschen denken, alle Afghanen sind Terroristen. Ich möchte zeigen, dass das nicht stimmt“, sagt der 32-Jährige. Doch das muss wohl ein Traum bleiben. Denn das Geld zum Studieren hat Sam nicht. Er arbeitet jetzt in einem Café im Stockholmer Szeneviertel Södermalm. >>



Im Büro von „Inkluderainvest“, einer NGO, die Unternehmen berät, die sozial tätig sind. Tove Larsson (rechts) berät die zwei Gründerinnen Pegah Afsharian (26, links) und Natassia Fry (30). Die beiden Frauen haben die Organisation „Kompis Sverige“ ins Leben gerufen, weil sie festgestellt haben, dass die wenigsten Menschen in Schweden mit Einwanderern Kontakt haben

„WENN EINWANDERER NICHT GLEICH SCHWEDEN KENNENLERNEN, WERDEN SIE ES VIELLEICHT NIEMALS“

Pegah Afsharian, Gründerin

Das Beispiel von Sam zeigt, dass jedes noch so gut gemeinte Gesetz nicht jedem dienlich ist. Jeder Flüchtling, jeder Einwanderer hat seine persönliche Geschichte, die nicht immer in die Kategorien passt, nach denen Sachbearbeiter entscheiden. Ob die Reform greift, ist statistisch noch nicht ausgewertet. Bislang war die Arbeitslosenquote von Zugewanderten in Schweden im Schnitt doppelt so hoch wie in Deutschland. Doch Sam Lali sagt heute, dass er in Schweden inzwischen angekommen ist. „Ich bin glücklich, weil ich viele Freunde habe. Ich fühle mich nicht mehr allein.“ Er hat lange gebraucht, um an diesen Punkt zu kommen, denn wie viele Migranten kannte er anfangs nur seinesgleichen. Mit Schweden in Kontakt zu kommen, war schwierig.

Aus diesem Grunde haben Pegah Afsharian und Natassia Fry vor zwei Jahren

die Initiative „Kompis Sverige“, zu Deutsch: Kumpel Schweden, gegründet. Die beiden Frauen, deren Familien ebenfalls internationaler Herkunft sind, bringen neue und – wie sie es nennen – etablierte Schweden zusammen. „Wenn Einwanderer nicht gleich Schweden kennenlernen, werden sie es vielleicht niemals“, sagt Pegah Afsharian. Die 26-Jährige spricht aus Erfahrung, denn ihre Eltern kamen 1987 aus dem Iran nach Stockholm und hatten fast nur iranische Freunde.

Einmal die Woche führen Pegah und Natassia Interviews mit Interessierten und vermitteln ihnen ein Date mit jemandem, der passt. Sei es durch eine ähnliche Lebenssituation, einen ähnlichen Beruf, ähnliche Interessen oder Träume. „Auf diese Weise bringen wir die Menschen auf derselben Ebene zusammen“, sagt Afsharian. Sie vermeiden die klassischen Rollen: der Schwe-

de, der Helfer, und der Ausländer, der Hilfe annimmt. Beide hätten etwas zu geben. So sei die Chance, dass sich eine Freundschaft entwickelt, größer. „Wir glauben, das kann zu einem Schweden ohne Unterscheidung zwischen ‚Wir‘ und ‚Die‘ führen und den Blick der Gesellschaft auf Integration verändern“, sagt Afsharian. „Der Erfolg der Schwedendemokraten zeigt uns, wie wichtig es ist, dass sich die Menschen besser kennenlernen.“ Die rechtspopulistische Partei mit ihrer einwanderungskritischen Haltung hatte bei den Parlamentswahlen im September 12,3 Prozent der Stimmen bekommen.

Zwei solcher „Kumpel“ und ihre Partnerinnen treffen wir in einer winzigen Einzimmer-Wohnung im Zentrum Stockholms. Johan Tejpar, der Schwede mit einem Vater aus Tansania, wollte seinen Bekanntenkreis erweitern, als er sich an Kompis Sverige



Sam Lali, 32 Jahre, ist im Alter von 15 Jahren aus Angst vor einer Entführung durch die Taliban aus Afghanistan geflohen und war lange Jahre in verschiedenen Ländern, darunter Pakistan, Iran und Griechenland. In Schweden musste er drei Jahre warten, bis seinem Asylantrag stattgegeben wurde. Da er sich für die Wartezeit einen Job in einem Restaurant gesucht hatte, wollte ihm die Arbeitsagentur bis auf einen Sprachkurs keine weiteren Ausbildungsmaßnahmen finanzieren

wandte. Vermittelt wurde ihm Mohammed al Masri, ein 28-jähriger Syrer, der gerade Vater geworden ist. Davon abgesehen, dass beide Männer einen Bart tragen, teilen sie auch das Interesse an Fußball. „Es ist gut, dass es so etwas wie Kompis Sverige gibt“, sagt Mohammed. „Aber es ist auch traurig, dass wir sie brauchen.“ Johan stimmt ihm zu: „Wenn ich jemanden im Bus einfach so ansprechen würde, würde jeder sofort denken, ich bin ein Freak. Wir Schweden machen so was einfach nicht.“ „In unserer Gesellschaft brauchen wir immer jemanden, der sagt: Der Typ ist o.k.“, meint Elina Blomberg, Mohammeds Freundin und die Mutter der sieben Monate alten Rita. „Ich glaube, deshalb ist Kompis Sverige so erfolgreich.“

Der mangelnde Mix zwischen den Nationalitäten ist ein großes Problem in Schweden. „Die Segregation in schwedischen Städ-

ten ist eindeutig höher als in deutschen Ballungszentren“, sagt der Politikwissenschaftler Timo Lochocki. Die weitgehend freie Wohnungswahl verstärkte die Ballung von sozial schwachen Schichten in bestimmten Städten und Stadtteilen.

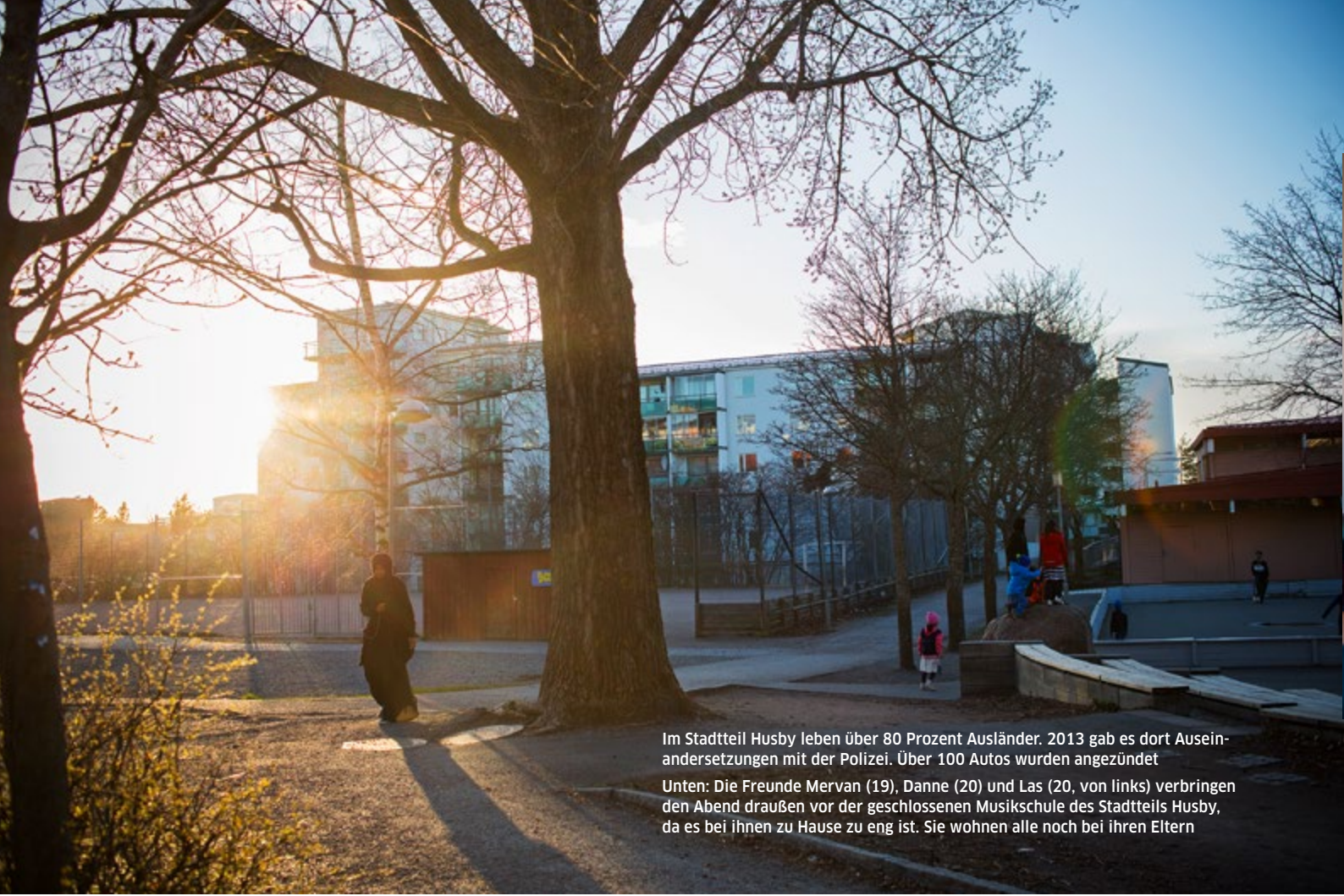
Leben im Ghetto

Ein solches Beispiel finden wir in Husby, einem Stadtbezirk in Stockholm, in dem fast 90 Prozent Migranten leben. Husby wirkt trotz der Plattenbauten sehr gepflegt, hat große Parkflächen und die Turngeräte auf dem Spielplatz sind intakt.

An diesem Sonntagnachmittag haben sechs junge Männer in einem Hauseingang Schutz vor dem schneidenden Wind gesucht. Ihre Eltern sind Kurden aus dem Irak, sie aber sind in Schweden geboren. Alle ha-

ben sie die Schule abgeschlossen, doch nur zwei von ihnen haben einen Job. Mit ihren Kapuzen auf dem Kopf und den Händen in den Hosentaschen wirken die sechs nicht besonders offen oder entgegenkommend. Aber der Eindruck täuscht. In tadellosem Englisch erzählen sie von ihrem Leben in Husby: „Es gibt viele Junge hier, die arbeitslos sind“, sagt Las und zupft an seiner weißen Mütze. „Wenn die mich bei einem Vorstellungsgespräch fragen, wo ich herkomme, ist es meistens schon gelaufen. Für die bin ich ein Ghattokind.“

Vor zwei Jahren geriet Husby in die internationalen Schlagzeilen, Autos wurden in Brand gesetzt und Polizisten und Feuerwehrleute mit Steinen beworfen. Die Medien berichteten von einem Aufstand der jungen, perspektivlosen Migranten. Doch die sechs hier distanzieren sich da- >>



Im Stadtteil Husby leben über 80 Prozent Ausländer. 2013 gab es dort Auseinandersetzungen mit der Polizei. Über 100 Autos wurden angezündet
Unten: Die Freunde Mervan (19), Danne (20) und Las (20, von links) verbringen den Abend draußen vor der geschlossenen Musikschule des Stadtteils Husby, da es bei ihnen zu Hause zu eng ist. Sie wohnen alle noch bei ihren Eltern





Johan Tejpar (34), Mohammed al Masri (28) (von links), Flüchtling aus Syrien, und seine finnische Freundin Elina Blomberg (32) in der kleinen Wohnung von Mohammed und Elina im Zentrum Stockholms. Die beiden lernten sich in Jordanien kennen, wo sie studierte, und haben heute ein sieben Monate altes Kind

von: „Das war dumm“, sagen sie fast im Chor. „Das waren Leute, die glauben, dass das Gesetz nicht für sie gilt. Wir sind nicht so.“ Diese Jungs wollen nichts geschenkt, sie sind bereit zu arbeiten. „Aber wir müssen auch eine Chance bekommen“, sagt Las, der seit einem Jahr auf Jobsuche ist.

Doch der 20-jährige Danne mit den kurz-rasierten Haaren räumt ein: „Die Krawalle haben auch was Gutes gebracht. Endlich hat mal das ganze Land nach Husby geschaut. Endlich haben sie uns mal zugehört.“

Kritik an der Migrationsreform

Der ehemalige Minister Billström, der heute stellvertretender Vizesprecher des Parlaments ist, warnt, dass ihre Stimmen nicht überhört werden sollten. „Wenn man diesen Gegenden keine Beachtung schenkt und den jungen Menschen, die dort leben, nicht zuhört, führt das zu mehr Isolation, mehr Benachteiligung, und zuletzt brennen nicht nur Autos, es werden auch Menschen verletzt“, sagt Billström. Trotz dieser Herausforderung ist er der Meinung, dass Schweden mehr Zuwanderung vertragen kann. „Schweden braucht Arbeitskräfte mit vielfältigen Fähigkeiten. Das erfordert eine nachhaltige Politik der Offenheit sowohl gegenüber Asylsuchenden, die Schutz brauchen, als auch gegenüber Arbeitsmigration,

die sich nach den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes richtet.“

Bereits 2008 ist in Schweden eine Arbeitsmarktreform in Kraft getreten, die in Europa einmalig ist. Unternehmen können auch im Ausland um Mitarbeiter werben, ohne nachweisen zu müssen, dass es keinen Schweden gibt, der den Job genauso gut machen könnte. Die offene Arbeitsstelle muss allerdings zuvor ein paar Wochen öffentlich ausgeschrieben sein. Es gibt weder eine Quote noch ein vorgeschriebenes Qualitätsniveau.

Beim Arbeitgeberverband Svenskt Näringsliv ist man von der Freiheit bei der Mitarbeiterwahl begeistert. „Der schwedische Arbeitsmarkt ist dadurch viel attraktiver geworden“, sagt Karin Ekenger. „Wir zahlen gute Löhne, haben gute Arbeitsbedingungen und die Mitarbeiter können ganz unkompliziert ihre Familie mitbringen.“ 2014 haben rund 16.000 Nicht-Europäer eine Arbeitsgenehmigung bekommen. Rund die Hälfte davon seien Akademiker, meint Ekenger. Vor allem die IT-Branche habe davon profitiert. Aber auch Schlachter, Konditoren und andere Handwerker würden benötigt.

Thord Ingesson vom Gewerkschaftsdachverband LO ist der Meinung, die Reform sei von Anfang an ein Fehler gewesen. „Wir können nicht die Arbeitgeber entscheiden lassen, wer nach Schweden kommt“, meint

er. Die Gesetzesänderung habe dem Missbrauch Tür und Tor geöffnet. Und tatsächlich gab es diverse Fälle, in denen angeworbenen Ausländern weniger bezahlt wurde als ausgemacht oder auch Arbeitsgenehmigungen regelrecht gehandelt wurden. „Es gab Firmen ohne offizielles Einkommen, die plötzlich 25 Arbeitserlaubnisse beantragten“, erzählt der Gewerkschaftssprecher. „Niemand hat kontrolliert, ob die Leute überhaupt bezahlt werden konnten. Viele wurden sehr schlecht behandelt.“ Die Migrationsbehörde hat inzwischen darauf reagiert und nimmt nun die Arbeitgeber stärker unter die Lupe.

Tobias Billström will sich seine Reform aber nicht kaputtreden lassen. „Ausbeutung von Arbeitern hat es schon vor unserer Reform 2008 gegeben. Der Unterschied ist jetzt: Wenn wir den Menschen erlauben, legal einzuwandern, haben sie auch die Möglichkeit, vor Gericht zu ziehen, wenn sie ungerecht behandelt werden.“ □



info > Schweden

Das **Königreich Schweden** mit der **Hauptstadt Stockholm** (911.989 Einwohner, Stand 2014) ist eine parlamentarische Demokratie. Es grenzt an das Kattegat, an Norwegen und Finnland sowie die Ostsee. Zu Schweden gehören rund 221.800 Inseln, von denen Gotland (2.994 km²), Öland (1.347 km²) und Orust (346 km²) die drei größten sind. Im Jahr 2014 umfasste die Gesamtbevölkerung in Schweden geschätzt rund 9,7 Millionen Einwohner, das Bruttoinlandsprodukt betrug 429,4 Mrd. Euro. Rund 81.300 Menschen haben allein 2014 in Schweden Asyl beantragt, die meisten kamen aus Eritrea und Syrien. Dieses Jahr erwartet Schweden bis zu 105.000 Hilfesuchende.

Interview

Auf dem Weg zur Einwanderungs-Gesellschaft

Nicht nur beim Thema Willkommenskultur ist noch einiges zu tun, findet Aydan Özoğuz. Die in Deutschland geborene, türkischstämmige Staatsministerin sieht neben dem Abbau bürokratischer Hürden auch bei Entscheidungen von Unternehmen und Bildungseinrichtungen Handlungsbedarf

Interview: Tanja Breukelchen – Fotos: Sebastian Pfütze

Regelmäßige Besuche in der Ausländerbehörde, Probleme bei Klassenreisen – was es bedeutet, zwischen zwei Kulturen zu stehen, hat Aydan Özoğuz schon als Kind gespürt. Heute ist sie Staatsministerin bei der Bundeskanzlerin und Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration. Sie fordert Veränderungen – von Politikern, Unternehmern und im Denken aller Bürger.

CHANGE: Eine aktuelle Studie der Bertelsmann Stiftung ergab, dass zwar die Offenheit gegenüber Einwanderern wächst, diese Offenheit jedoch im Osten und im Westen Deutschlands sehr unterschiedlich ausgeprägt ist. Was muss geschehen, um eine Willkommenskultur überall im Land zu schaffen?

AYDAN ÖZÜĞÜZ: Ob Menschen sich willkommen fühlen, hängt natürlich davon ab, welche Bedingungen sie vor Ort vorfinden und wie offen sie empfangen werden. Helfen Nachbarn oder wird man misstrauisch beäugt – das macht einen großen Unterschied. Überall dort, wo Menschen mit verschiedenen Wurzeln länger miteinander leben, ist die Offenheit größer. Das heißt, wir müssen diejenigen noch stärker unterstützen, die Begegnungen schaffen und das Zusammenleben auch organisieren. Wir alle profitieren von einem gesellschaftlichen Klima, das die Vielfalt schätzt. Und unser Land profitiert von Einwanderern, das hat die Bertelsmann-Studie vom November 2014 gezeigt.

Steueraufkommen und Sozialabgaben steigen. Das kann man nicht oft genug betonen!

Und wie sind Ihre ganz persönlichen Erfahrungen zu dem Thema?

Sehr prägend im negativen Sinn waren für mich meine damaligen Besuche bei den Ausländerbehörden. Da ging es mir wie den vielen anderen Ausländern, die dort alle regelmäßig vorstellig werden mussten. Das Signal war offensichtlich: Egal ob du hier geboren wurdest, Deutsch sprichst oder wie sehr du dich auch anstrengst, wir mögen dich nicht. Aber in der Nachbarschaft, mit den Freunden wurde wiederum eine ganz andere Selbstverständlichkeit gelebt. Da spielten meine türkischen Wurzeln kaum eine Rolle. Die wussten auch gar nicht, wie in Behörden mit uns Ausländern umgegangen wurde und auf welche Besonderheiten man als Ausländerin im Alltag stieß.

Inwiefern?

Na, zum Beispiel konnte eine Klassenreise in ein anderes europäisches Land plötzlich zum Problem werden, wenn man dafür kein Visum hatte und auch die Lehrer auf solche Problemlagen gar nicht vorbereitet waren.

Was muss sich also noch verändern?

Deutschland ist ein Einwanderungsland – das wird mittlerweile nicht mehr geleugnet. Jetzt müssen wir den Schritt zu einer echten Einwanderungs-Gesellschaft machen. Dazu gehört natürlich eine entsprechende Öffnung

„DEUTSCHLAND IST EIN EINWANDERUNGSLAND – DAS WIRD NICHT MEHR GELEUGNET“

Aydan Özoğuz

aller Institutionen, ob nun Behörden, Schulen oder Krankenhäuser. Eine besondere Rolle spielt eine gleichberechtigte Teilhabe am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt. Da dürfen wir nicht hinnehmen, dass der Name allein schon zum Nachteil werden kann. Aber auch die Anerkennung ausländischer Abschlüsse, eine verbesserte Beratung, um zu gleichwertigen Abschlüssen zu kommen, Ausbildungsförderung für Jugendliche oder auch die Sicherheit für Flüchtlinge und Unternehmer, eine begonnene Ausbildung in jedem Fall auch beenden zu dürfen, sind wichtige Stichpunkte.

Wie kann man legale Wege nach Deutschland öffnen?

Es gibt ja bereits legale Wege nach Deutschland. Unionsbürger genießen Freizügigkeit. Es gibt für qualifizierte Arbeitsmigranten – Hochschulabsolventen und Fachkräfte

>>



**Aydan Özoğuz (48),
Staatsministerin bei der
Bundeskanzlerin als
Beauftragte der Bundes-
regierung für Migration,
Flüchtlinge und Integration,
vor dem Berliner Reichstag**

aus Mangelberufen – die Möglichkeit, eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen. Wir haben den Familiennachzug und nicht zuletzt gut 300.000 Studierende aus anderen Ländern, insbesondere aus Drittstaaten, also aus Staaten, die nicht EU-Mitglied sind. Nicht nur nach Auffassung der OECD haben wir in Deutschland mittlerweile ein im weltweiten Vergleich sehr liberales Einwanderungsrecht. Die bestehenden legalen Wege nach Deutschland werden allerdings vielfach als unübersichtlich, kompliziert und beschränkend wahrgenommen. Und in der Tat finde ich, dass die Regelungen transparenter gemacht werden sollten.

Wenn es zum Beispiel um Flüchtlinge geht?

Ja, meist wird die Forderung nach legalen Zugängen im humanitären Kontext formuliert. Nicht zuletzt, wenn es darum geht, wie man Flüchtlinge davor bewahren kann, sich in die Hände von Schlepperbanden und in Lebensgefahr zu begeben. Ein Ansatzpunkt sind hier beispielsweise die humanitären Aufnahmeprogramme durch den Bund und die Bundesländer, wodurch mittlerweile über 30.000 Syrer zu uns kommen konnten. Ich würde mir wünschen, dass wir noch mehr Menschen im Rahmen dieser Programme aufnehmen und gleichzeitig auch andere Mitgliedstaaten der EU zu ähnlichen Initiativen animieren können.

Wie müssen Unternehmen umdenken, um im Sinne des „Triple Win“ einerseits Arbeitskräfte anzuwerben, andererseits aber auch durch Ausbildungsplätze Chancen zu eröffnen?

Erfreulich ist, dass Deutschland mit sieben Prozent die mit Abstand niedrigste Jugendarbeitslosigkeit in der Europäischen Union hat. Allerdings bleiben Jugendliche mit ausländischer Staatsangehörigkeit überdurchschnittlich häufig ohne Berufsabschluss. Ihre Ausbildungsplatzsuche gestaltet sich schwieriger, so lag die Ausbildungsanfängerquote im Jahr 2013 mit 32 Prozent deutlich unter der der jungen Auszubildenden mit deutschem Pass – was nicht immer auf geringere Qualifikationen zurückzuführen ist. Denn nachweisbar finden auch leistungsstarke Jugendliche mit einer Einwanderungsgeschichte seltener eine Ausbildungsstelle. So werden auch Abiturienten mit türkischen und arabischen Namen seltener zu Vorstellungsgesprächen eingeladen – trotz eines guten Notendurchschnitts und hervorragender Qualifikationen, wie eine Studie des SVR ergab. Eine Bewerbung darf aber nicht am Namen scheitern. Wir können es uns weder gesellschaftspolitisch noch wirtschaftlich leisten, so vielen jungen Menschen in unserem Land keine Teilhabe zu ermöglichen. Deshalb sind auch die Unternehmen gefordert.



Das heißt?

Alle Jugendlichen verdienen eine Chance, ihre Kompetenzen unter Beweis stellen zu können, unabhängig von ihren Wurzeln. Unternehmen müssen sich fragen, ob ein Ausbildungsplatz nur mit Abiturienten besetzt werden kann oder ob nicht auch ein engagierter Jugendlicher mit Hauptschulabschluss oder mittlerer Reife geeignet wäre. Sehr hilfreich ist da die so genannte assistierte Ausbildung. Dabei werden gezielt die Jugendlichen unterstützt, die bisher schlechte Chancen am Ausbildungsmarkt haben. Zugleich hilft die assistierte Ausbildung ausbildungsbereiten kleinen und mittleren Betrieben bei der Durchführung einer Ausbildung.

Noch stehen vielfach bürokratische Hürden im Weg. Was kann und muss sich verändern?

Zunächst geht es darum, dass alle gut Deutsch können. Ohne Sprachkompetenz ist es schwierig, in Deutschland Arbeit zu finden und zu

**„ALLE JUGENDLICHEN
VERDIENEN EINE
CHANCE,
UNABHÄNGIG VON
IHREN WURZELN“**

Aydan Özoğuz

behalten – das gilt selbst für einfache Arbeiten. Einige Bundesländer bieten für Asylbewerber mittlerweile Sprachkurse an, es gibt auch Möglichkeiten, an bestimmten bundesfinanzierten Kursen teilzunehmen. Ich rechne damit, dass wir als Bund gemeinsam mit den Ländern auch den Zugang zu Sprachkursmodulen der Integrationskurse öffnen werden. Darüber hinaus sollten Asylbewerber so früh wie möglich durch die Arbeitsverwaltung aktiv auf die Jobsuche



Integrationsgipfel 2014: Bundeskanzlerin Angela Merkel und Aydan Özoğuz besuchen junge Menschen mit Migrationshintergrund in ihrem Ausbildungsbetrieb



Aydan Özoğuz und Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig zu Beginn der Deutschen Islam Konferenz in Berlin

vita > Aydan Özoğuz

Aydan Özoğuz wurde 1967 in Hamburg geboren. Während ihres Studiums der Anglistik war sie zwei Jahre lang Vorsitzende der türkischen Studentenvereinigung Hamburg. Von 2001 bis 2008 war sie Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, – zunächst parteilos, ab 2004 als Mitglied der SPD. Bei der Bundestagswahl 2009 zog sie in den Deutschen Bundestag ein, wo sie 2010 zur Integrationsbeauftragten ihrer Fraktion ernannt wurde. **Seit Dezember 2011 ist Özoğuz als erste türkischstämmige Frau stellvertretende Bundesvorsitzende der SPD.** Nach der Bundestagswahl 2013 wurde sie Nachfolgerin von Maria Böhmer als Staatsministerin bei der Bundeskanzlerin als Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration.

Info: www.oezoguz.de

vorbereitet werden. Dazu gehören auch professionelle Beratungen zur Klärung der Qualifikationen. Manche Flüchtlinge sind hoch qualifiziert, deshalb ist es so wichtig, dass die Anerkennung von Berufsabschlüssen weiter verbessert wird. Noch sieht die Praxis je nach Beruf und zuständiger Stelle sehr unterschiedlich aus.

Aber zum Beispiel eine drohende Abschiebung wird von Arbeitgeberseite häufig als Grund genannt, warum junge Flüchtlinge keine Ausbildungsplätze bekommen würden. Da beginnt dann ein Teufelskreis.

Es ist richtig, dass wir eine Regelung finden müssen, damit junge Menschen ihre Ausbildung hier bis zum Ende machen können. Das wird teilweise schon praktiziert, aber wir brauchen eine grundsätzliche Regelung, die auch über die Ausbildungszeit hinausgeht. Ich bin auch zuversichtlich, dass wir das hinbekommen. Der Druck auch der Wirtschaft, dass sie in dem Punkt Sicherheit bekommt, ist sehr groß. Das ist gut so!

Das Thema Flüchtlingspolitik ist oft mit Ängsten verbunden. Wie kann man die abbauen?

Zunächst ist es wichtig, zu verstehen, dass wir uns selbst die humanitäre wie auch rechtliche Verpflichtung geben, allen schutzbedürftigen Personen, die in unser Land kommen, auch Schutz zu gewähren. In der Asyl- und Flüchtlingspolitik sind

somit Nützlichkeitsüberlegungen von vornherein tabu. Dabei hilft uns, dass tatsächlich viele Menschen in unserem Land ganz eigene Erinnerungen an ihre Zeiten als Flüchtling haben – Deutsche wie Ausländer. In Zeiten wie diesen – also mit vielen Flüchtlingen – sind wir gemeinsam gefordert, für ein gutes Zusammenleben in unserem Land zu sorgen. Es muss eben auch genügend Unterstützung für die Arbeit vor Ort geben, aber auch die Ehrlichkeit zu sagen, dass nicht jeder, der zu uns kommt und keine Verfolgung nachweisen kann, bei uns bleiben kann. Es gibt so viele tolle Nachbarschaftsprojekte, die sich für Flüchtlinge ehrenamtlich einsetzen und für ein gutes Klima in unserer Gesellschaft sorgen. Diese Initiativen müssen wir stärken.

Die „Blaue Karte EU“ hat nicht so viele Akademiker aus Drittstaaten nach Deutschland gelockt wie erhofft. Müssen die Bemühungen intensiviert werden?

Es stimmt, dass die Möglichkeiten der Einwanderung von Akademikern mittels der Blauen Karte bisher noch zu wenig genutzt werden. Bisher wurden rund 24.000 Blaue Karten erteilt, viele auch an Fachkräfte, die bereits vorher in Deutschland waren. Wir müssen – auch im Ausland – besser über die Möglichkeiten der Einwanderung nach Deutschland informieren. Mit der Blauen Karte bestehen beste Chancen, bereits nach kurzer Zeit eine Niederlassungser-

laubnis in Deutschland zu erhalten. Auch Familienangehörige der Fachkräfte können nach den durchgesetzten Nachbesserungen in der Regel ohne Probleme mitwandern.

Deutsche Politiker reisen nach Kanada, um von dortigen Ideen zu lernen. Was genau machen die Kanadier besser?

Man muss genau hinschauen, was dort funktioniert, was vielleicht übertragbar ist und wovon man lieber Abstand nehmen sollte. Auch im Zuge der Debatte um ein neues Einwanderungsgesetz wurde von unterschiedlichen Akteuren immer wieder das kanadische Einwanderungsrecht mit dem Punktesystem als Vorbild auch für Deutschland angeführt. Im Vordergrund stehen dabei die Transparenz der Einwanderungsvoraussetzungen für die Antragsteller und die möglichst effektive Steuerung der Fachkräftezuwanderung durch den Staat. Bei näherer Betrachtung zeigt das kanadische Modell allerdings auch einige Schwächen auf. So wurde in Kanada vor kurzem auch auf Fehlentwicklungen mit Veränderungen des Punktesystems reagiert, weil viele Einwanderer als Fachkräfte keine adäquate Beschäftigung gefunden haben. Auch in Kanada gibt es eben den Taxi fahrenden Ingenieur. Seit 2015 ist deshalb in Kanada – wie in Deutschland auch – eine feste Arbeitsplatzzusage erforderlich, um einwandern zu dürfen. ■

Projekte der Stiftung

Weltoffen und bürgernah

Unser Land braucht Einwanderung. Für ein zukunftsfähiges und vielfältiges Deutschland ist es aber auch wichtig, die Bedingungen für eine erfolgreiche Integration und ein friedliches Miteinander zu untersuchen. In zahlreichen Projekten befasst sich die Bertelsmann Stiftung daher mit der Förderung unserer Willkommens- und Anerkennungskultur sowie mit Reformvorschlägen für eine faire Migrationssteuerung im globalen Kontext

Text: Ulrike Osthus

Reinhard Mohn Preis 2015 „A Fair Deal on Talent – Migration gerecht gestalten“

Der Reinhard Mohn Preis 2015 sucht weltweit nach Initiativen und Modellen erfolgreicher und fairer Migrationsgestaltung, an denen sich Deutschland orientieren kann. Gleichzeitig wurde nach einer international renommierten Persönlichkeit als Preisträger gesucht, die für eine zukunftsfähige und faire Gestaltung von Migration steht.

Linktipp: www.reinhard-mohn-preis.de/2015

Kontakt: Najim Azahaf
najim.azahaf@bertelsmann-stiftung.de

Einwanderung und Vielfalt

Auf der Grundlage internationaler Analysen entwickelt das Projekt Konzepte für eine zukunftsfähige Migrations- und Integrationspolitik und untersucht, wie die Willkommens- und Anerkennungskultur in Deutschland verbessert werden kann.

Linktipp: www.einwanderungundvielfalt.de

Kontakt: Claudia Walther
claudia.walther@bertelsmann-stiftung.de



Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)
Vielfältiges Deutschland

Bausteine für eine zukunftsfähige Gesellschaft
550 Seiten, Broschur
28,00 Euro
ISBN 978-3-86793-506-7



Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)
Weltoffen, bürgernah & kompetent!

Kommunen als Spiegel einer vielfältigen Gesellschaft
116 Seiten, Broschur
20,00 Euro
ISBN 978-3-86793-504-3



Wie kann Migration gerecht gestaltet werden? Diese Frage stand beim Reinhard Mohn Symposium am 6. Mai 2015 in Berlin im Zentrum. Weltweit führende Experten, Regierungsmitglieder und Unternehmer, Vertreter der Zivilgesellschaft und von internationalen Organisationen kamen zur Diskussion zusammen. Von links nach rechts: Aart De Geus, Vorstandsvorsitzender der Bertelsmann Stiftung, Stefan Kapferer, stellvertretender Generalsekretär der OECD, Tobias Billström, Erster stellvertretender Sprecher des schwedischen Parlaments, Staatsministerin Aydan Özoğuz, Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Demetrios Papademetriou, Präsident des Migration Policy Institute Europe, und Volker Beck, innenpolitischer Sprecher von Bündnis 90/Die Grünen

Alle Kids sind VIPs

Die Bertelsmann Stiftung zeichnet mit dem Jugendintegrationswettbewerb „Alle Kids sind VIPs“ Projekte von jungen Menschen aus, die sich beispielhaft für ein faires Miteinander in kultureller Vielfalt einsetzen. Unterstützt wird der Wettbewerb, der bereits zum vierten Mal stattfindet, von prominenten Botschaftern mit ausländischen Wurzeln.

Linktipp: www.allekidsindvips.de

Kontakt: Bojana Pajić-Rickerts
bojana.pajic-rickerts@bertelsmann-stiftung.de



Diskussionspanel zur europäischen Nachbarschaftspolitik mit dem deutschen Außenminister Frank-Walter Steinmeier und dem damaligen tunesischen Premierminister Mehdi Jomaa 2014 in Berlin

„Kein Kind zurücklassen!“ – Kommunen in NRW beugen vor

Bei der Prävention übernehmen Kommunen wesentliche Aufgaben im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe. Das gemeinsame Projekt der Bertelsmann Stiftung mit dem Land Nordrhein-Westfalen vernetzt Akteure in Kommunen und Sozialräumen, um die Wirksamkeit präventiver Maßnahmen zu verbessern. An dem Projekt beteiligen sich 18 Kommunen.

Linktipp: www.kein-kind-zuruecklassen.de

Kontakt: Karl Janssen
karl.janssen@bertelsmann-stiftung.de



Ein **Fachmagazin** informiert über die Aktivitäten des Modellvorhabens und die Netzwerkarbeit. Alle Kommunen in Nordrhein-Westfalen sollen von den bisherigen Erfahrungen und neuen Erkenntnissen profitieren.

Download unter:

www.kein-kind-zuruecklassen.de

Deutsch-Israelischer Young Leaders Austausch

Ziel des Dialog- und Begegnungsprogramms ist es, ein Netzwerk von Persönlichkeiten der jüngeren Generation aufzubauen, um eine tragfähige Basis für langfristige Beziehungen zwischen beiden Ländern zu schaffen.

Linktipp: www.bertelsmann-stiftung.de/DIYL

Kontakt: Lisa Breford, Leila Ulama
lisa.breford@bertelsmann-stiftung.de
leila.ulama@bertelsmann-stiftung.de

Europa verbinden

Ein friedliches Miteinander und eine gemeinsame Zukunft sind für die Europäische Union und ihre Nachbarn ein zentrales Anliegen. Das Projekt arbeitet an Vorschlägen, wie die EU ihre Beziehungen zu ihren Nachbarn besser gestalten kann.

Linktipp: www.bertelsmann-stiftung.de/europa

Kontakt: Christian Hanelt, Gabriele Schöler
christian.hanelt@bertelsmann-stiftung.de
gabriele.schoeler@bertelsmann-stiftung.de

Radar gesellschaftlicher Zusammenhalt

Die Untersuchung misst die Entwicklung des gesellschaftlichen Zusammenhalts in Deutschland, führt einen internationalen Vergleich durch und analysiert Ursachen und Folgen stärkeren oder schwächeren gesellschaftlichen Zusammenhalts.

Linktipp: www.gesellschaftlicher-zusammenhalt.de

Kontakt: Kai Unzicker
kai.unzicker@bertelsmann-stiftung.de

Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR)

Die Bertelsmann Stiftung und sieben weitere Stiftungen finanzieren gemeinsam den Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR). Dieser ist ein unabhängiges Expertengremium und legt jährlich ein Gutachten sowie aktuelle Stellungnahmen vor. Ein Forschungsbereich beim SVR ergänzt dessen Arbeit.

Linktipp: www.svr-migration.de

Kontakt: Claudia Walther
claudia.walther@bertelsmann-stiftung.de

Religionsmonitor

Der Religionsmonitor untersucht die Bedeutung von Religiosität für den Zusammenhalt in religiös, ethnisch, kulturell und sozial heterogenen Gesellschaften. Er geht u. a. den Fragen nach, unter welchen Bedingungen Religion gesellschaftlichen Zusammenhalt stärkt oder gefährdet, welche Relevanz Religion heute für Wertebildung hat sowie welche Spannungen religiöse Vielfalt erzeugt und wie diese gelöst werden können.

Linktipp: www.religionsmonitor.com

Kontakt: Stephan Vopel, Yasemin El-Menouar
stephan.vopel@bertelsmann-stiftung.de
yasemin.el-menouar@bertelsmann-stiftung.de



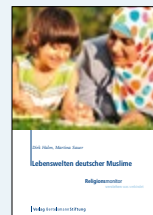
Richard Traunmüller
Religiöse Vielfalt, Sozialkapital und gesellschaftlicher Zusammenhalt

Religionsmonitor – verstehen was verbindet
120 Seiten, Broschur
20,00 Euro
ISBN 978-3-86793-558-6



Kai Hafez, Sabrina Schmidt
Die Wahrnehmung des Islams in Deutschland

Religionsmonitor – verstehen was verbindet
80 Seiten, Broschur
18,00 Euro
ISBN 978-3-86793-578-4



Dirk Halm, Martina Sauer
Lebenswelten deutscher Muslime

Religionsmonitor – verstehen was verbindet
80 Seiten, Broschur
18,00 Euro
ISBN 978-3-86793-579-1

Zum Thema

Mehr Fairness bei der Migration

Streit um ein Einwanderungsgesetz, Demonstrationen für und gegen Vielfalt, eine Welle der Hilfsbereitschaft für Flüchtlinge, aber auch Brandanschläge gegen Asylbewerberunterkünfte – kaum ein Thema bewegt die Menschen in Deutschland zurzeit so sehr wie Migration. Das ist nicht verwunderlich, denn unser Land ist aktuell der Einwanderungsmagnet in Europa. 2013 lag der Einwanderungssaldo mit 429.000 Einwanderern so hoch wie seit 1993 nicht mehr; eine erneute Steigerung auf mindestens 470.000 wird erwartet

Von Dr. Jörg Dräger – Foto: Jan Voth

Bei aller Kontroverse über Chancen und Risiken des aktuellen Zuwanderungsbooms ist eines klar: Deutschland ist aus demographischen Gründen auf Einwanderung angewiesen. Ohne Einwanderer würde das Erwerbspersonenzugangspotenzial bis 2050 um 16 Millionen Menschen abnehmen. Experten beziffern den jährlichen Zuwanderungsbedarf deswegen auf rund 500.000 Personen, um Wohlstand und Stabilität im Land zu erhalten. Eine Mehrheit der Bevölkerung ist zwar der Ansicht, dass Einwanderer in Deutschland willkommen sind. Aber viele Menschen glauben auch, es gehe bei der Migration aus unterschiedlichsten Gründen nicht fair zu. Rund 30 Prozent möchten, dass der Staat lieber Geld für Deutsche als für Einwanderer ausgibt. Rund 40 Prozent wollen ausländische Fachkräfte nur dann anwerben, wenn die Entwicklung der Herkunftsländer nicht beeinträchtigt wird.

Faire und effiziente Migration ist eine große Herausforderung, denn sie ist nur begrenzt steuerbar. Das gilt besonders für die innereuropäische Mobilität. Bei der Arbeitsmigration aus Drittstaaten, die für Deutschland beim erwartbaren Rückgang der Einwanderung aus EU-Staaten wichtiger wird, gibt es allerdings wirkungsvolle Gestaltungsmöglichkeiten. Unser Maßstab sollte dabei der sogenannte „Triple Win“ sein: ein Nutzen für Migranten, Einwanderungsländer und Auswanderungsländer. Einwanderer brauchen angemessene Arbeits-, Aufstiegs- und Integrationschancen. Einwanderungsländer öffnen sich bereitwilliger, wenn sie Arbeitskräfte benötigen und der eigenen Bevölkerung kein Nachteil droht. Herkunftsländer profitieren beispielsweise durch Rücküberweisungen oder Wissenstransfer der Auswanderer. Dieser dreifache Nutzen stellt sich allerdings nicht von allein ein: Es braucht einen Rahmen, der einen fairen Interessenausgleich ermöglicht.

Ein solcher Rahmen könnte eine „soziale Marktwirtschaft für Migration“ sein. So wie die soziale Marktwirtschaft im nationalen Rahmen auf „Wohlstand für alle“ zielt, geht es im internationalen Rahmen um eine weltweit positive Entwicklung und ein globales Plus an Bildung, Arbeit und Beschäftigung. Dazu bedarf es aufeinander abgestimmter Einwanderungs- und Entwicklungsstrategien, an denen Sozialpartner und Zivilgesellschaft beteiligt sind. Internationale Verträge können Migranten vor Ausbeutung und Herkunftsländer vor dem Ausbluten schützen. Bilaterale Ab-



Dr. Jörg Dräger, Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung

kommen zwischen Ziel- und Herkunftsländern können die passgenaue Anwerbung von Fachkräften ermöglichen.

Auch Deutschland kann mehr für Fairness tun: mit einem verständlichen Einwanderungsgesetz qualifizierte Zuwanderung von außerhalb der EU nicht nur erlauben, sondern fördern; mit Herkunftsländern von Migranten die Entwicklungszusammenarbeit ausbauen; und sich aktiver in den europäischen und internationalen Foren für eine global faire Migrationsgestaltung einsetzen.

Mehr Fairness ist auch nötig im Blick auf die erwungene Migration. Wenn Flüchtlinge im Mittelmeer sterben, muss Deutschland nicht nur seinen humanitären Verpflichtungen nachkommen, sondern auch schneller Klarheit über deren Perspektiven schaffen und für die, die bleiben können, zügig Wege in die Arbeit eröffnen. ■

Stiftung >





**„ES IST SCHLIMM, NICHT
ZU WISSEN, WIE ES
MIT DEN PATIENTEN
WEITERGEHT“**

Volker Staats, Internist



Stürmische Zeiten an der Nordsee: Ärzte wie der Internist Volker Staats setzen auf das Büsum Ärztezentrum, um dem Ärztemangel zu begegnen

Ärztemangel

Ein ganz besonderes Verhältnis

Auf dem Land kennt noch jeder jeden. Auch der Arzt seine Patienten. Doch schon jetzt gibt es in vielen Landstrichen nicht mehr genug Ärzte. Neue Ideen und Projekte sollen das Problem lösen

Text: Carina Braun – Fotos: Bernd Jonkmanns

Es ist ein grauer Tag im April, als Volker Staats seinen Koffer ins Auto packt und zu einem Mann fährt, dem er wahrscheinlich einmal das Leben gerettet hat. Er fährt auf schmalen Straßen durch flaches Land, vorbei an Schafen, Windmühlen und Feldern, vorbei an Orten, die den Charakter der Gegend im Namen tragen: Westerdeichstrich, Deichhausen, Hedwigenkoog. Die Westküste Schleswig-Holsteins.

Hier, nahe dem Meer und fern der Großstadt, praktiziert Volker Staats seit 21 Jahren als Arzt. 58 Jahre ist er alt – der jüngste

Hausarzt Büsums. Die Gemeinde an der Nordsee ist beliebt bei Touristen, sie hat Strand, Watt, Krabben, aber sie hat auch ein Problem: Außer Staats sind alle Hausärzte über 60 Jahre alt. Früher einmal gab es acht Ärzte, nun sind es nur noch fünf. Die, die da sind, wollen in den kommenden Jahren in Rente gehen. Aber Nachfolger sind nicht in Sicht.

Mit seinen 58 Jahren ist Staats das „Küken“, wie er es scherzhaft nennt. Er weiß, dass es absurd klingt. Er weiß aber auch, dass das Problem dahinter ein ernstes ist. Wenn kein Nachfolger gefunden wird,

droht die Versorgung in der Gegend zusammenzubrechen. „Es ist schlimm, nicht zu wissen, wie es dann mit den Patienten weitergeht.“

Adolf Komm ist 82 Jahre alt und wohnt in einem einsamen Doppelhaus kurz hinter dem Deich. Vor 20 Jahren begleitete Staats seine krebserkrankte Ehefrau in ihrer letzten Zeit, bei jedem Besuch stand damals eine gedeckte Kaffeetafel bereit. Komm selbst geht es gut, auch an diesem Tag ist die Untersuchung Routine. „Aber wenn es den Doktor Staats nicht gäbe“, sagt er, „wäre ich nicht mehr so fit.“ >>



Der 82-jährige Adolf Komm lebt sehr abgeschieden und baut auf die gute hausärztliche Versorgung durch seinen Internisten Volker Staats

Vor acht Jahren gab Staats seinem Patienten einen Rat. Komm fühlte sich gesund. Aber Staats wusste, dass Vater und Bruder an Darmkrebs gestorben waren. Er sprach ihm zu, erklärte, dass sich die Symptome manchmal zu spät zeigen – bis Komm sich einer unangenehmen Darmspiegelung unterzog. Der Krebs wurde so früh erkannt, dass er geheilt werden konnte. „Man kennt die Familiengeschichte, die Hintergründe“, sagt Staats. „Es ist ein besonderes Verhältnis zwischen Arzt und Patienten auf dem Land.“

Noch bekommen er und seine Kollegen die Region versorgt, aber nur, weil ihre Arbeit keinen verbindlichen Dienstschluss kennt. „Wenn nachmittags Patienten anrufen, weil sie krank sind, und nicht kommen können, dann fahre ich auch abends nach der Praxis noch hin“, sagt Staats. „Wir legen das Stethoskop nicht nieder nach acht Stunden.“

Genau das passt jedoch nicht in die Lebensplanung vieler junger Ärzte. Die nachrückende Generation will nicht aufs Land. Sie bevorzugt die Großstadt, wo Kultur-

und Freizeitangebote locken, wo Kliniken und große Praxen Angestelltenverhältnisse bieten. Angestellt sein, das heißt weniger Risiko, weniger Verwaltung, vor allem aber heißt es feste Arbeitszeiten und die unbürokratische Möglichkeit zur Teilzeit. Inzwischen studieren mehr Frauen als Männer Medizin. Die Work-Life-Balance wird immer wichtiger – die Vereinbarkeit von Beruf, Freizeit und Familie.

Die Bundesärztekammer (BÄK) sprach 2014 von einer „Generationenfalle“. Der Ärztemangel sei in vielen Gebieten Deutschlands längst Realität. Als besonders bedrohlich gilt die Situation etwa in Teilen Brandenburgs, Niedersachsens und Mecklenburg-Vorpommerns, doch auch innerhalb der Regionen gibt es enorme Unterschiede.

Mehrere Aspekte des demographischen Wandels spielen unglücklich zusammen. Die Bevölkerung wird älter, der Bedarf an medizinischer Versorgung größer. Doch mit der Gesellschaft altern auch ihre Ärzte. Laut Bericht der BÄK zur Ärztestatistik 2014

„WENN ES DEN DOKTOR STAATS NICHT GÄBE, WÄRE ICH NICHT MEHR SO FIT“

Adolf Komm, Patient

plant fast jeder vierte niedergelassene Arzt, bis zum Jahr 2020 seine Praxis aufzugeben. Und auch die durchschnittliche Arbeitszeit wird weniger. Zwar gibt es insgesamt immer mehr Mediziner, aber immer mehr entscheiden sich für Teilzeit. Waren es im Jahr 2001 noch etwa 31.000 Ärzte in Teilzeit, stieg ihre Zahl laut Statistischem Bundesamt binnen zehn Jahren auf 54.000. Die Zahl der im ambulanten Bereich angestellten Ärzte ist seit 1993 auf fast das Fünffache gestiegen. Eine 70-Stunden-Woche, von der



Zahlreiche Patienten sitzen jeden Tag im Wartezimmer des Ärzteentrums in Büsum

viele selbständige Hausärzte berichten, will kaum noch jemand allein bewältigen.

„Pro Arzt, der in Rente geht, werden wir künftig 1,5 Stellen nachbesetzen müssen“, sagt Marco Dethlefsen, Sprecher der Kassenärztlichen Vereinigung Schleswig-Holstein. Im nördlichsten Bundesland Deutschlands ist derzeit jeder dritte Hausarzt älter als 60 Jahre. „Wir steuern auf einen massiven Ärztemangel zu.“

Deshalb versuchen sie in Büsum nun etwas Neues. Es ist ein Pilotprojekt, das Schule machen könnte: Die Gemeinde eröffnet eine eigene Praxis. Das Landärztegesetz im Jahr 2012 hat kommunale Praxen ermöglicht, wie es auch kommunale Schulen oder Kindergärten gibt, doch wahrgenommen wurde diese Option bisher nicht. Die Büsumer Gemeindepraxis ist deutschlandweit die erste ihrer Art.

Vier Ärzte im Ort – auch Volker Staats – geben dafür Zulassung und Selbständigkeit auf, werden Angestellte ihrer Stadt und bekommen feste Grundgehälter zuzüglich Zulagen. In Büsum sind die Bedingungen

besonders gut, weil die vier Mediziner schon im gleichen Gebäude praktizieren. Rund 1,8 Millionen Euro investiert die Stadt nun in den Umbau des Hauses. Die Hoffnung: Wenn sie schon keine Großstadt bieten kann, so doch wenigstens ein Angestelltenverhältnis mit flexiblen Arbeitsmodellen und verlässlichen Dienstzeiten.

Harald Stender (63) kümmert sich als Koordinator für ambulante Versorgung um das Projekt. Er ist viel unterwegs in letzter Zeit, um das Modell vorzustellen. „Wir haben Anfragen aus der ganzen Republik“, sagt er. Er hofft, dass sich in Büsum ein Miteinander aus Jung und Alt entwickelt, „ein Gewusel von Ärzten mit unterschiedlichen Arbeits- und Lebensvorstellungen, die entweder in Vollzeit oder in Teilzeit in einer Gemeinschaftspraxis arbeiten.“ Volker Staats soll als jüngster Arzt das Bindeglied zwischen den Generationen sein.

Es ist für alle Beteiligten Neuland. Für die Stadt, die das finanzielle Risiko übernimmt. Für die Patienten, die oft fürchten, nicht bei ihrem Hausarzt bleiben zu dürfen.



Büsum, mit rund 4.800 Einwohnern, ist eine Gemeinde im Kreis Dithmarschen in Schleswig-Holstein und liegt direkt an der Nordsee

„Natürlich dürfen sie“, sagt Stender. „Nur, wenn er bei einem Notfall gerade nicht im Dienst ist, müssen sie sich von einem Kollegen helfen lassen.“ Vor allem aber für die Ärzte ist es ein großer Schritt. Sie fangen noch einmal etwas Neues an – in einem Alter, in dem andere in Rente gehen. „Es wäre schöner gewesen, einen direkten Nachfolger zu finden“, sagt Staats’ 68-jähriger >>



Volker Staats bei seinem Landarztbesuch in Österdeichstrich bei Hans Dietrich Eggert und seiner Ehefrau Telse

Kollege Georg Klemm. „Aber man hat früh gesehen, dass das aussichtslos ist.“

Noch ist die Praxis im Aufbau, doch erste große Erfolge gibt es schon. Stender hat bereits mehrere Anfragen erhalten und Hospitationen vermittelt. Das Beste aber: „Zwei junge Ärzte haben wir unter Vertrag“, sagt er. Zumindest vorerst scheint die Versorgung gesichert.

Die Gemeindepraxis ist nur eines von vielen Projekten, mit welchen Länder und Kommunen gegen den Ärztemangel in unterversorgten Regionen vorzugehen versuchen. Die Kassenärztliche Vereinigung Schleswig-Holstein (KVSH) etwa fördert Medizinstudenten finanziell, wenn sie praktische Erfahrungen in einer Arztpraxis auf

dem Land sammeln. Die Universität Halle-Wittenberg bringt in einem Mentorenprogramm Medizinstudenten mit Landärzten zusammen, damit sie vorurteilsfrei deren Alltag kennen lernen. Im fränkischen Hof haben sich Ärzte verschiedener Fachrichtungen zusammengeschlossen, um Bürokratie abzubauen und lange Wartezeiten zu vermeiden. Im Ärztenetz Südbrandenburg kooperieren derzeit mehr als 60 ambulant tätige Haus- und Fachärzte; auch hier bietet sich Jungmediziner die Möglichkeit, sich erst einmal anstellen zu lassen.

Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe will künftig mit einem „Versorgungsstärkungsgesetz“ erreichen, dass in überversorgten Gegenden Praxen nicht nach-



„MAN KANN NIEMANDEM VORSCHREIBEN, WO ER ARBEITEN SOLL“

Thomas Rampoldt,
Ärztegenossenschaft Nord



Harald Stender, Koordinator Ambulante Versorgung, vor den Plänen für den Umbau

besetzt werden sollen. Doch Ärzteverbände kritisieren den Entwurf. „Man kann die medizinische Versorgung ländlicher Regionen nicht statistisch erzwingen“, sagt Thomas Rampoldt, Geschäftsführer der Ärztegenossenschaft Nord. „Man kann niemandem vorschreiben, wo er arbeiten soll. Die Politik muss die Attraktivität vor Ort steigern. Infrastruktur, Schulen, Kindergärten. Das werden die Entscheidungskriterien für junge Mediziner sein.“

Während die BÄK von einem allgemeinen Ärztemangel spricht, sehen die gesetzlichen Kassen vor allem ein Verteilungsproblem. Die 2013 in Kraft getretene Bedarfsplanungsrichtlinie soll die gerechtere Verteilung der Kassenarztsitze regeln. Doch laut der Studie „Faktencheck Ärztedichte“ der Bertelsmann Stiftung gehen die Planzahlen oft am tatsächlichen Bedarf vorbei. Ihr Fazit: Gerade bei Fachärzten ändert sich wenig, das Stadt-Land-Gefälle wird zementiert.

Das bestätigen auch die Patienten in Büsum. „Wir bräuchten ganz dringend einen Augenarzt“, sagt Hansgeorg Franz (83). Eine halbe Stunde müsse er immer in die Stadt Heide fahren – „und wenn man sich im Frühling anmeldet, wartet man bis September auf einen Termin.“ Seine Frau Johanna (81) vermisst auch Frauen- und HNO-Ärzte im Ort. „Bei uns geht das, weil wir noch selbst fahren“, sagt sie. „Aber andere sind zum Facharzt den ganzen Tag unterwegs.“

Am 1. April war es in Büsum so weit: Aufbruchsstimmung im Foyer. Staats und seine Kollegen stoßen an. Das Ärztehaus wird zur GmbH, die Einzelkämpfer werden zu Angestellten. Die Feier ist klein, es gibt Häppchen, Büsumer Krabben und Käse-Trauben-Igel. Harald Stender ist bestens gelaunt. Eben hat ihm wieder eine junge Ärztin für eine Hospitation zugesagt.

Noch sind es kaum spürbare Veränderungen. Ein neues Schild wurde angebracht und eine einheitliche EDV eingeführt. In eineinhalb Jahren aber soll der Umbau fertig sein. Dann werden die vier Praxen auch räumlich eine Einheit sein.

In zwei weiteren Kommunen des Kreises scheiterte die Idee einer Gemeindepraxis, weil sich nicht alle Ärzte anstellen lassen wollten. Auch Staats ist die Entscheidung nicht leichtgefallen. „Sein eigener Chef zu sein, hatte schon viel Charme“, sagt er. Aber er macht sich Sorgen um seine Patienten, um die Familien, die er über Jahre hinweg betreut hat. „Ich will sichern, dass sie auch dann noch versorgt sind, wenn ich einmal im Ruhestand bin.“ ■

FOTO: JAN VOTH

Drei Fragen an...

DR. BRIGITTE MOHN Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung

In den kommenden Jahren werden immer mehr Arztpraxen auf dem Land schließen. Und auch das West-Ost-Gefälle scheint sich nicht anzugleichen. Wir sprachen mit Dr. Brigitte Mohn vom Vorstand der Bertelsmann Stiftung über die Entwicklungen und ihre Gründe.

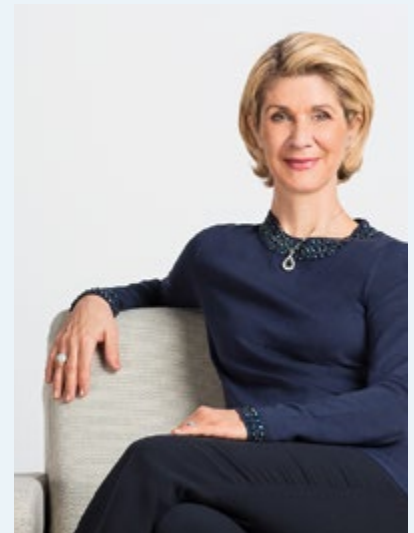
Wie kommt es, dass in manchen Gegenden so wenig Ärzte arbeiten wollen? Deutschland hat doch eigentlich sehr viele Ärzte.

Dr. Brigitte Mohn: Das stimmt. Während es Anfang der Neunzigerjahre rund 92.000 Ärzte gab, die ambulant Patienten versorgten, waren es im Jahr 2012 über 144.000. Im internationalen Vergleich liegt Deutschland damit im oberen Drittel, etwa so wie Italien, Spanien oder die Schweiz. Das Problem bei uns ist, dass es stark vom Wohnort abhängt, ob und wie gut Patienten medizinisch versorgt werden, denn die Ärzte sind sehr ungleichmäßig verteilt – viele praktizieren in den Städten und Ballungsräumen, während in ländlichen Regionen vor allem Fachärzte fehlen. Patienten müssen hier länger auf Arzttermine warten und weite Wege in Kauf nehmen. Dabei steht jedem Patienten zu, überall gleich guten Zugang zu ärztlicher Versorgung zu haben.

Warum arbeiten Ärzte lieber in den Städten?

Viele Ärzte zieht es in attraktive Großstädte und in Gegenden, in denen zahlungskräftige Patienten wohnen. So kommt es zu einem Stadt-Land-Gefälle. In der einen Region eine starke Überversorgung, in der anderen eine erschreckende Unterversorgung. Ein Beispiel: Während es im mittleren Erzgebirgskreis in Sachsen zwei unbesetzte Augenarztsitze und nur einen praktizierenden Arzt gibt, ist der benachbarte Kreis Zwickau Überversorgt. Nachwuchsmediziner fürchten auch häufig, dass sie als Landarzt lange Arbeitszeiten bei vergleichsweise geringen Verdienstaussichten haben. Viele Ärzte auf dem Land, die in den Ruhestand gehen, finden deshalb keinen Nachfolger. Ihre Praxen bleiben für immer geschlossen. Angesichts der bevorstehenden Ruhestandswelle ist das ein großes Problem. Dazu kommen große Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern. In Brandenburg und Sachsen-Anhalt muss ein Arzt mehr als 260 Patienten versorgen, in Bayern und Baden-Württemberg 200 bis 230. Im Westen muss man von vielen Überversorgten Regionen, im Osten von unterversorgten Gebieten ausgehen.

Das Landesärztegesetz sollte eigentlich einen Ausgleich schaffen. Hat die Bedarfsplanung nicht funktioniert?



Nach unserer Einschätzung eignen sich die aktuellen Bedarfsberechnungen nicht, um die Ärzte gerechter verteilen zu können. Neben der Altersstruktur sollten künftige weitere Faktoren in die Berechnungen einfließen, etwa der Anteil der Erwerbslosen und Pflegebedürftigen, die Einkommensstruktur in der Region und die Mortalität. Diese Faktoren haben wir im Faktencheck zu einem Bedarfsindex zusammenführt. Er gibt ein realistischeres Bild des Versorgungsbedarfs und kann ein Maßstab für die Planung von Arztsitzen sein.

WEBLINK:

www.faktencheck-ärztedichte.de

KONTAKT: Claudia Haschke

claudia.haschke@bertelsmann-stiftung.de

info >

Faktencheck Gesundheit

Der „Faktencheck Gesundheit“ der Bertelsmann Stiftung zeigt **regionale Unterschiede in der medizinischen Versorgung** auf. Das Projekt will dazu beitragen, dass Gesundheitsleistungen sich stärker am tatsächlichen Bedarf der Patienten orientieren.

Info: www.faktencheck-gesundheit.de

Finanzkonferenz

Wachstum ohne Wohlstand

Die Teilnehmer der Jahreskonferenz der Bertelsmann Foundation und der Financial Times debattierten darüber, welchen Einfluss Arbeitsmarkt und Bildungssysteme, Geld- und Fiskalpolitik sowie Freihandel auf die Verteilung des Wohlstandes haben

Text: Sabine Muscat – Fotos: Kaveh Sardari + David Hills

Shifting Gears: Merging Growth and Prosperity“ war das Thema der diesjährigen Finanzkonferenz. Über die Ursachen der Entkoppelung von Wachstum und Wohlstand gingen die Meinungen der Konferenzteilnehmer weit auseinander. Sie diskutierten den Einfluss, den Arbeitsmarkt und Bildungssysteme auf die Einkommensverteilung haben. Sie thematisierten aber auch die Rolle der Geld- und Fiskalpolitik und des internationalen Handels.

Laut Internationalem Währungsfonds soll die Weltwirtschaft in diesem Jahr 3,5 Prozent zulegen. Dieses Wachstum ist allerdings ungleich verteilt. Viele Schwellenländer erreichen nicht das Tempo, das sie für die nächste Entwicklungsstufe bräuchten. In der Eurozone gibt es positive Impulse, aber keinen breiten Aufschwung. Griechenland kämpft weiter mit seiner Schuldenkrise, und jenseits der östlichen Grenzen der EU dämpft Russlands anhaltende Aggression in der Ukraine die Hoffnung auf nachhaltigen Frieden und Wohlstand.

Die einzige echte Erfolgsgeschichte sind die USA. Die 3,1 Prozent Wachstum, die der IWF für die amerikanische Wirtschaft prognostiziert, sind eine beachtliche Zahl für eine Industrienation. Die Teilnehmer der siebten Jahreskonferenz der Bertelsmann Foundati-

on North America und der Financial Times schätzten die mittelfristigen Aussichten für die US-Wirtschaft als sehr positiv ein. Aber wie der Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung Aart De Geus am 16. April zum Auftakt der Tagung in der U.S. Chamber of Commerce warnte: „Die USA können die Weltwirtschaft nicht alleine tragen.“

Mit China und Indien sei weiterhin zu rechnen, versicherte Ronnie Chan, der Vorsitzende des Immobilienunternehmens Hang Lung Properties mit Sitz in Hongkong. Die Europäer auf dem Podium steuerten weniger Optimismus bei. Der belgische Finanzminister Johan Van Overtveldt warnte, dass die Schuldenkrise und die strukturellen Probleme der Eurozone durch den Anleihenkauf der Europäischen Zentralbank und das Konjunkturprogramm des Europäischen Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker nicht überwunden seien. „Es wäre ein Fehler, sich jetzt zurückzulehnen.“

Wohlstandsschere öffnet sich

Zweifel gab es auch daran, ob Europa die Kraft für nötige Erneuerungen aufbringen werde – vor allem gemessen an den technologischen Fortschritten in den USA. Der Präsident der Europäischen Investitionsbank Werner Hoyer klagte über eine „Investitions-



Die frühere US-Außenministerin Madeleine Albright plädierte im Ukraine-Konflikt für ein aktiveres Eingreifen der USA, um Russland zurückzudrängen

**„DIE USA KÖNNEN DIE
WELTWIRTSCHAFT
NICHT ALLEINE
TRAGEN“**

Aart De Geus, Bertelsmann Stiftung



Der frühere US-Außenminister Colin Powell (ganz oben) kritisierte das Bildungssystem der USA. Der Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung, Aart De Geus, sprach beim Auftakt der Tagung

und Innovationslücke“ in der EU, die schwierig zu schließen sei.

Selbst in den USA, von denen Chan glaubt, dass sie wieder das „Produktionszentrum der Welt werden, das sie einst waren“, läuft nicht alles rund. Genau wie im westlichen Europa geht dort die Wohlstandsschere immer weiter auf, woran auch das jüngste Wachstum nichts geändert hat.

Der frühere US-Außenminister Colin Powell monierte, dass das Bildungssystem der USA hinter den Innovationen im Silicon Valley hinterherhinkte und einen großen Teil der Jugend nicht auf den Arbeitsmarkt vorbereite. Seit seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst macht er sich gemeinsam mit seiner Frau Alma dafür stark, dass junge Menschen an neue Technologien herangeführt werden.

Er kritisierte auch, dass viele der Jobs, die im jüngsten Aufschwung geschaffen worden seien, keine würdevolle Mittelklasse-Existenz ermöglichten. „Wachstum muss

mit Arbeitsplätzen einhergehen, und diese Arbeitsplätze müssen mehr als Mindestlohn-Konditionen bieten.“ Thomas Mayer, der ehemalige Chef-Ökonom der Deutschen Bank, warnte vor Mindestlöhnen: Seiner Meinung nach schafften solche staatlichen Eingriffe Barrieren für den Eintritt in den Arbeitsmarkt, weil Unternehmen vor Neuanstellungen zurückschrecken.

Mayer, der heute das Forschungsinstitut der Vermögensverwaltung Flossbach von Storch leitet, hinterfragte auch die Qualität des Wachstums, das eine expansive Geldpolitik hervorbringt. Die amerikanische Federal Reserve Bank hatte die Wirtschaft in den Jahren nach der Finanzkrise mit niedrigen Zinsen und massiven Anleihekäufen angekurbelt – ein Modell, mit dem die EZB jetzt in der Eurozone experimentiert. Mayer und die Moderatorin Gillian Tett, Chefredakteurin der US-Ausgabe der Financial Times, verwiesen auf Studien in Deutschland und Großbritannien, wonach von ähnlichen Ein-

griffen vor allem die reichsten Schichten der Gesellschaft durch Gewinne am Aktienmarkt profitiert hätten – nicht aber die Mittelklasse, die ihre Real-Vermögen auf den Sparkonten wegen der niedrigen Zinsen schrumpfen sah.

Auch auf dem Podium zum Thema Freihandel ging es um Gewinner und Verlierer. Neuseelands Handelsminister Tim Groser bezeichnete es als „paradox“, dass das weltweite Interesse an multilateralen Freihandelsabkommen ausgerechnet nach der Finanzkrise von 2008 gestiegen sei. Als Erklärung bot er an: „In wirtschaftlich schwachen Zeiten sucht man überall nach neuen Wachstumsimpulsen.“

Aber nicht alle waren überzeugt davon, dass Handelsliberalisierungen un- >>



Auf dem Podium: Der US-Finanzinvestor David Rubenstein (links) glaubt, dass es für mutige Investoren in Europa gute Deals gibt – sogar in der Ukraine, wo Finanzministerin Natalie Jaresko (Mitte) trotz des anhaltenden Konflikts mit Russland ehrgeizige Reformen umsetzt. Der Hongkonger Immobilienunternehmer Ronnie Chan (rechts) würde langfristig nur auf die USA oder auf Asien setzen. Rechtes Foto: Madeleine Albright und Liz Mohn

ter dem Strich mehr nutzen als schaden. Der demokratische Kongressabgeordnete Sander Levin vertritt im Repräsentantenhaus den Auto-Staat Michigan, der schon seit Jahrzehnten unter der Abwanderung von Jobs in Niedriglohnländer leidet. Levin treibt die Sorge, dass das Transpazifische Partnerschaftsabkommen (TPP), das die Obama-Regierung mit 11 anderen Pazifikanrainern verhandelt, der traditionellen Industrie in seinem Bundesstaat weiter schaden könnte.

Konflikt mit Russland

Der neuseeländische Minister Groser mahnte, dass der Ausgang der TPP-Verhandlungen über das Schicksal des anderen großen Handelsprojektes der USA entscheiden werde, der Transatlantic Trade and Investment Partnership (TTIP) mit der EU. „Wenn TPP scheitert, bekommen die Handelsgegner in Europa Aufwind.“ Die frühere Vizepräsidentin der Europäischen Kommission Viviane Reding hielt diese Sorge für berechtigt: „In Europa haben die Neinsager die Debatte an sich gerissen“, berichtete Reding, die heute für die EVP-Fraktion im Europäischen Parlament sitzt. Wirtschaft und Politik müssten mehr tun, um die Öffentlichkeit über die Vorteile eines solchen Abkommens zu informieren.

Selbst wenn TTIP der EU mehr Wachstum brächte, wären die strukturellen Probleme des Kontinents damit noch lange nicht gelöst. Immerhin versicherte Hoyer, dass die

Eurozone durch eine bessere Integration ihres Finanzsektors heute besser für einen nach wie vor möglichen griechischen Euro-Austritt gewappnet sei. „Ein Grexit hätte politische Folgen, aber würde sich nicht auf die Realwirtschaft und Finanzmärkte auswirken“, sagte Hoyer.

Aber auch das Problem Griechenland verblasst im Vergleich zu der geostrategischen Krise an Europas östlichem Rand. Ein Ende des Konflikts mit Russland in der Ukraine ist nicht absehbar, auch wenn die in den USA aufgewachsene und ausgebildete Finanzministerin des Landes ihr Bestes gab, um den Eindruck von Normalität zu erwecken. Natalie Jaresko informierte über ihre Schritte zur Budgetkonsolidierung, zur Reform des Energiesektors und zur Korruptionsbekämpfung, um die Ukraine fit für die Zukunft zu machen. „Eines Tages wird das Minsker Friedensabkommen funktionieren, und sobald wir Frieden haben, wird unser Bedarf nach Investitionen steigen.“

In Washington zweifeln viele daran, dass Russland ernsthaft an einer Umsetzung des Minsker Abkommens interessiert ist. Zu dieser Gruppe gehört auch die frühere Außenministerin Madeleine Albright, die am Vorabend der Konferenz die Eröffnungsrede beim Empfang in der National Portrait Gallery hielt. Albright bezeichnete „Einheit und Entschlossenheit gegen Russlands Revisionismus“ als die größte Herausforderung für die transatlantische Gemeinde und plädierte für ein aktiveres Eingreifen der USA, um Russland zurückzudrängen.

Albright lobte das jüngste milliardenschwere Hilfspaket des IWF für die Ukraine, aber sie sagte auch: „Egal wie ambitioniert die Pläne für ökonomische Reformen sind – sie haben keine Chance auf Erfolg, solange im Osten des Landes gekämpft wird.“ Denn auch die klügste Wirtschaftspolitik stößt an ihre Grenzen, wenn die wichtigsten Voraussetzungen für Wachstum und Wohlstand fehlen: Frieden und politische Stabilität. ▣

info >

Bertelsmann Foundation

Die Bertelsmann Foundation of North America, **Schwesterstiftung der Bertelsmann Stiftung**, beschäftigt sich als Think-Tank in den USA mit den Herausforderungen der transatlantischen Zusammenarbeit. Mit Sitz in der Bundeshauptstadt Washington, D.C. ist sie eine gefragte Partnerin, um deutsche und europäische Perspektiven zu internationalen Fragestellungen zu verstehen und in den politischen Diskurs einzubringen. Das besondere Interesse gilt den Auswirkungen der Globalisierung auf beiden Seiten des Atlantiks, darunter aktuell etwa die Folgen der Finanzmarktkrise und die Chancen eines transatlantischen Freihandelsabkommens.

Info: www.bfna.org

Neuerscheinungen

Wir sind Europa

Nordrhein-Westfalen engagiert sich für die europäische Idee. Viele Städte und Gemeinden in Nordrhein-Westfalen pflegen schon seit langem Städtepartnerschaften mit anderen Kommunen in Europa. Diese Initiativen fördern das Zusammenleben und das Verständnis unter den Kulturen

Text: Ulrike Osthus



Städtepartnerschaften, wie zwischen der westfälischen Kleinstadt Versmold, Nordrhein-Westfalen, und dem spanischen Tui, Galizien, stützen die europäische Idee

Besuchen wir unsere europäischen Nachbarn in Belgien oder den Niederlanden, nehmen wir die Grenzen praktisch nicht mehr wahr. Was dürre Statistiken nur in Zahlen beschreiben können, wird in den Städten und Gemeinden NRW gelebt: Knapp ein Drittel der ausländischen Mitbürger kommt aus anderen EU-Staaten, die meisten davon aus Italien, Polen und Griechenland.

NRW hat knapp 800 Städtepartnerschaften, die meisten mit Städten und Gemeinden in Frankreich, Großbritannien und Polen, gefolgt von den Niederlanden und Belgien. 186 Schulen in Nordrhein-Westfalen sind als „Europaschulen“ zertifiziert. Knapp zwei Drittel der gesamten NRW-Exporte gehen in andere EU-Staaten, nahezu die gleiche Menge beziehen wir an Importen aus der EU.

Das Deutsche Institut für Urbanistik führte 2012 im Auftrag der Bertelsmann Stiftung eine Befragung zur kommunalen Europaarbeit in Nordrhein-Westfalen durch. Dabei erklärten 64 Prozent der befragten Kommunen den kulturellen Austausch für wichtiger als die Fördermittel aus Brüssel. 47 Prozent der Kommunen legten derselben Umfrage zufolge besonderen Wert darauf, persönliche Beziehungen zwischen Bürgern in Europa zu ermöglichen und zu intensivieren.

Wie gut das funktionieren kann, zeigen 40 Geschichten aus Städten, Gemeinden und Kreisen verschiedener Größe in allen nordrhein-westfälischen Landesteilen. Viele der Kommunen haben sich bereits an dem landesweiten

Wettbewerb „Europaaktive Kommune in Nordrhein-Westfalen“ beteiligt und wurden von der Landesregierung für ihr Engagement ausgezeichnet. Diese vorbildlichen Initiativen können auch anderen Kommunen als gutes Beispiel dienen.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)
Europa liegt um die Ecke



Kommunale Europaarbeit in NRW
ca. 200 Seiten, Broschur
ca. 20,00 Euro
ISBN 978-3-86793-517-3

Politikpraxis

„Wer als Werkzeug nur einen Hammer hat, sieht in jedem Problem einen Nagel“, so der Kommunikationsforscher Paul Watzlawick. Das gilt auch für den Prozess politischer Gestaltung, der angesichts wachsender Komplexität und systembedingter Risiken an seine Grenzen stößt. Eine nachhaltige und an den Bedürfnissen der Menschen orientierte Wirtschaftsordnung lässt sich nur mit einem erweiterten politischen Instrumentarium schaffen. Neue Praktiken müssen entwickelt und eingesetzt werden. Das Buch enthält

Weitere Publikationen

Politikreform

Politische Reformprozesse sind komplex und erfordern eine strategische Herangehensweise. Die Publikation basiert auf persönlichen Erfahrungen in der Politikberatung und Regierungsverantwortung. Die Autoren zeigen zentrale Kriterien erfolgreicher Reformen auf und veranschaulichen diese anhand praxisnaher Fallbeispiele. So gelingt ihnen ein anwendungsorientierter Zugang zum Thema. Der Band bereitet Wissen über Change-Management-Prozesse spezifisch für den öffentlichen Sektor auf und ist für die politik- und verwaltungswissenschaftliche Lehre gedacht. Gleichzeitig bietet er alltagsnahe Anregungen für den politischen Praktiker.

Jörg Dräger, Christina Tillmann, Frank Frick

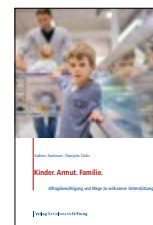


Wie politische Ideen Wirklichkeit werden

Der ReformKompass
Ein Lehr- und Praxisbuch
152 Seiten, Broschur
26,00 Euro
ISBN 978-3-86793-661-3
www.reformkompass.de

Kinderarmut

Mehr als zwei Millionen Kinder in Deutschland wachsen in Armut auf. Doch was Armut für den Familienalltag bedeutet, welche Unterstützungsangebote sich betroffene Familien wünschen und warum bestehende Angebote nicht ankommen, darüber ist wenig bekannt. Die Autorinnen lassen betroffene Familien sowie Fachkräfte aus Kommunen zu Wort kommen. Auf dieser Grundlage erarbeiten sie Handlungsempfehlungen für eine passgenaue Unterstützungslandschaft für Familien.



Sabine Andresen, Danijela Galic Kinder. Armut. Familie.

Alltagsbewältigung und Wege zu wirksamer Unterstützung
190 Seiten, Broschur
20,00 Euro
ISBN 978-3-86793-657-6

Aufsätze bekannter Komplexitätsforscher und politischer Vordenker und stellt anhand konkreter Beispiele neue politische Werkzeuge vor.



Bertelsmann Stiftung (ed.) To the Man with a Hammer

Augmenting the Policymaker's Toolbox
ca. 100 Seiten, Broschur
ca. 20,00 Euro
ISBN 978-3-86793-679-8
Nur in englischer Sprache erhältlich

Blick über den Zaun (2)

Migrationshinter-, Vorder- und Nebengründe

Wie wollen wir leben? Wie begegnen wir anderen, und wie begegnen uns andere? Welche Rolle spielen dabei Globalisierung und technischer Fortschritt? – In der Kolumne „Blick über den Zaun“ schreibt in diesem Jahr der Autor und Kabarettist Fritz Eckenga

Von Fritz Eckenga – Foto: Achim Multhaupt



Fritz Eckenga (60), Kabarettist und Autor, lebt in Dortmund und wurde mit Büchern wie „Du bist Deutschland? Ich bin Einkaufen“ oder „Fremdenverkehr mit Einheimischen“ bekannt. Soeben erschien sein neues Buch „Mit mir im Reimen“. Mehr über ihn: www.eckenga.de

Dieser Text entstand, genau wie ich, in Dortmund. Im Gegensatz zur Liebsten. Die entstand in Bottrop. Also nicht weit weg von hier. Einerseits. Andererseits aber doch am anderen Ende der Ruhrgebietshalbkugel. Wenn ich alles richtig verstanden habe, stammen ihre Vorfahren aus tschechischer Linie. Oder aus holländischer? Ich kann mir das nie merken. Was soll's. Ich sag immer: Hauptsache, das Ergebnis haut hin. Und das will ich wohl meinen. Das Ergebnis ist astrein. Aber die Einzelheiten gehen Sie ja gar nix an. Sie müssen nur wissen: Stimmt schon. Wir kommen klar.

So – und jetzt wird's langsam mal Zeit für 'ne schicke Angeber-Vokabel. Ich soll mich schließlich zu einem gesellschaftlich äußerst relevanten Thema äußern, und da muss ich aber spätestens jetzt einen Nachweis meiner „interkulturellen Kernkompetenz“ abliefern! So – geschafft! Schätze, mit diesem Klopper habe ich den Sprachtest bestanden, bin also hinreichend legitimiert, mich auf dem Sachgebiet Migration wichtig zu machen. Sicherheitshalber reiche ich Ihnen aber noch ein paar meiner zahlreichen Hinter-, Vorder- und Nebengründe in Stichworten nach:

Die Eigengene stammen aus Ostfriesland. Und aus Elberfeld. Oder Barmen? Jedenfalls Wuppertal. Herzlichen Dank nochmal nachträglich an alle, die da mitgewirkt haben.

Was noch? Ich schau mich mal grad um. Ah ja: Der Installateur aus Polen. Hält, was er verspricht. Wenn ich ihn richtig verstanden habe. Sonst noch? Die Übergangs-Internistin des Vaters aus Delhi oder Colombo oder so. Großartiger westfälischer Akzent und auch sonst sehr attraktiv. Bringt als Einzige den Blutdruck des alten Herrn ohne Medikamente in messbare Bereiche.

Die Pizza aus Neapel. Hin und wieder zusammen mit dem Nachbarn. Aus Meinerzhagen (Sauerland). Und aus Samos (Griechenland). Die Verlegerin aus München, ohne

FC-Bayern-Hintergrund. Der Verleger mit BVB-Hintergrund aus Franken. Hält, was er verspricht. Wenn ich ihn richtig verstanden habe. Das Moussaka aus Thessaloniki. Der Gitarrist aus Bytom. Die Putzfrau aus Porto. Der Pianist aus New York. Der Roman aus Glasgow. Der Beleuchter aus Trabzon. Der Schuster aus Tripoli.

Uli sowohl aus Castrop als auch aus Rauxel. Der Baum aus Korea. Nord? Süd? Weiß nicht. Auf jeden Fall ca. 20 Meter östlich des Balkons. Das Reiseziel in den Misanthropen. Das Stadion in Westfalen. Darin der Rasen aus Holland. Darauf der Schnellste aus Gabun. Der Härteste aus Griechenland. Der Traurigste aus Armenien. Der Klügste aus Serbien. Der Schlichteste aus Dortmund-Eving.

Bernd aus Turku. Vor allem aber aus Minden. Wenn nicht sogar aus Grönland. Hartmut aus Viertelkurdistan. Und aus Halbjordanien. Seine Nachwuchsin Salima aus Volldeutschland, also Braunschweig.

Die Schöfföre aus Restjugoslawien, tagsüber. Nachts aus Russland. Die Suppe aus Marseille. Das Rezept aus Stuttgart. Das wohlriechendste Trikot – das muss man sich mal vorstellen – aus Gelsenkirchen. Echt wahr. Von Steffi. Aus Herne. Die Patenschüler aus Allerherren. Der lässigste Biertrinker aus Anatolien. Erwin und Ömer aus gedacht. Die Gedichte aus Bernstein. Die Witze aus Monty Python's Flying Circus. Der Wirt aus Tunesien. Die Postkarten aus Vietnam. Immer von Klaus. Die Fluchthelfer aus der Adlerstraße. Die ärmsten Schweine aus Plovdiv. Die Nazis aus Dorstfeld. Der Text: Aus. ▣

**„HAUPTSACHE,
DAS ERGEBNIS
HAUT HIN“**

Glossar

Triple Win

Ein Gewinn für alle kann Migration sein, wenn eine „Triple-Win-Situation“ entsteht: ein sowohl wirtschaftlicher als auch gesellschaftlicher Nutzen für gleich drei Beteiligte. Da ist zunächst einmal der Einwanderer selbst, der einen attraktiven Arbeitsplatz bekommt. Da ist das Aufnahmeland, das angesichts des demographischen Wandels und des Fachkräftemangels von der Arbeitskraft und Qualifikation des Migranten profitiert. Und da ist das Herkunftsland, das von den Rücküberweisungen der Migranten und im Falle einer Rückkehr von deren Erfahrungen profitieren kann.

Der Begriff wurde von UN-Generalsekretär Kofi Annan geprägt, der 2003 auch eine globale Kommission für Migration einrichtete. Sein Nachfolger Ban Ki-Moon hat Ende 2013 eine Agenda vorgelegt, wie Migration gleichermaßen für Migranten und Herkunfts- wie Zielgesellschaften funktionieren kann („an eight-point agenda to make migration work for all“).

Kurz vor Druck

Neuer Jahresbericht



Druckfrisch: Der Jahresbericht 2014 der Bertelsmann Stiftung ist gerade erschienen. Darin stehen alle aktuellen Zahlen, Daten und Fakten über die Stiftung: Wie arbeitet die Bertelsmann Stiftung? Was sind ihre Ziele und aktuellen Projekte? Wo gibt es weitere Informationen und Kontakte? Der Jahresbericht 2014 gibt dem Leser Einblick in Motive und Arbeitsweise der gemeinnützigen Stiftung.

Infos: www.bertelsmann-stiftung.de/jahresbericht



FOTO: S. PFÜTZE

Soumia und ihr Sohn Othmaan aus Mülheim

Nachgefragt

Endlich ein neues Zuhause

In der **change-Ausgabe 1/2015** berichtete unsere Autorin Tanja Breukelchen über Soumia (28, Foto), die mit ihrem Ehemann Yassine (31) und ihrem kleinen Sohn Othmaan in einer verschimmelten und kalten Wohnung in Mülheim an der Ruhr lebt. Yassine, der in Deutschland sein Studium bereits als Diplom-Kaufmann beendet hat, beide Staatsbürgerschaften hat und fließend Deutsch spricht, suchte damals noch vergeblich nach einer Arbeit und einer neuen Wohnung in einem besseren Umfeld. Zumindest Letzteres ist inzwischen geschafft: Mit Unterstützung der Stadt Mülheim an der Ruhr, der Hebamme Jennifer Jaque-Rodney und ihrem Team (www.muelheim-ruhr.de/cms/muelheimer_hebammenladen_fuer_einen_guten_start_ins_leben.html) hat die kleine Familie nun endlich eine neue Wohnung gefunden – warm, trocken und in einem anderen Stadtteil als bisher. Die beste Voraussetzung für einen neuen Start ins gemeinsame Leben.

IMPRESSUM

Herausgeber

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh

Verantwortlich

Klaus-Henning Groth (V.i.S.d.P.)

Redaktion

Ulrike Osthus

Redaktionelle Mitarbeit

Tanja Breukelchen

Creative- und Art-Direction

Dirk Bartos, Andreas Kersten,
BartosKersten Printmediendesign,
Hamburg

Gestaltung / Fotoredaktion

Melanie Meißner, Sandra Sodemann

Lektorat

Johannes Taubert, Helga Berger

Lithografie

OPS Obenhaupt Publishing Service GmbH,
Hamburg

Druck

Mohn media, Gütersloh

© Bertelsmann Stiftung, Juni 2015



ABO-SERVICE



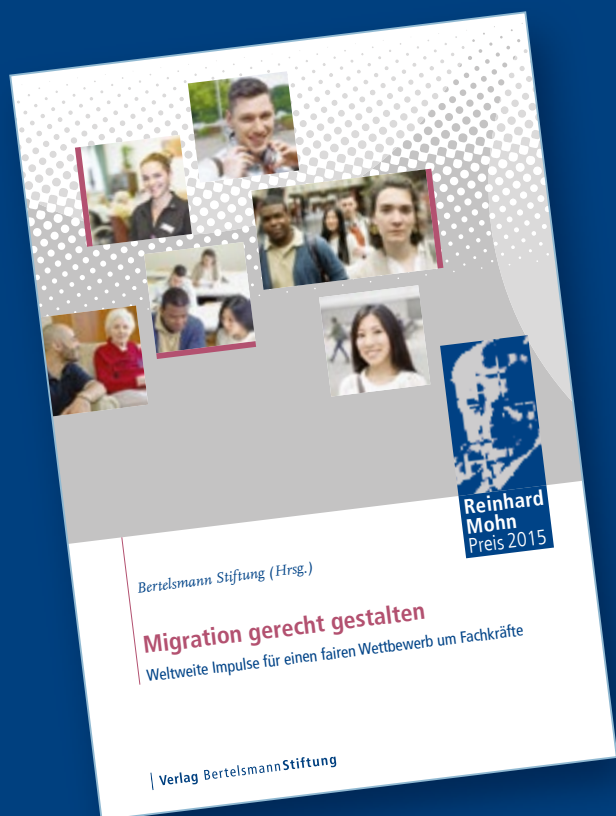
change Kostenfrei abonnieren:

www.change-magazin.de
change@bertelsmann-stiftung.de
Tel.: 05241 – 81-81149
Fax: 05241 – 81-681298

Nächste Ausgabe – change 3/2015: Gesundheit

Reinhard Mohn Preis 2015

Fairness im globalen Wettbewerb um Fachkräfte



Deutschland braucht Einwanderung, denn der demographische Wandel führt zu mehr Fachkräftebedarf. Parallel verschärft sich weltweit der Wettbewerb um Talente. Voraussetzung für eine faire Gestaltung des globalen Wettbewerbs um qualifiziertes Personal ist der dreifache Nutzen: für die Einwanderungs- und Auswanderungsländer sowie für die Migranten selbst. Die Bertelsmann Stiftung hat dazu anlässlich des Reinhard Mohn Preises 2015 eine weltweite Recherche durchgeführt.

Das Ergebnis – veröffentlicht in einer deutsch- und einer englischsprachigen Publikation – sind Strategien und Initiativen ausgewählter Länder und internationaler Organisationen, die Bausteine fairer Migrationsgestaltung darstellen. Die Bände geben Empfehlungen für eine faire Migrationspolitik auf nationaler und internationaler Ebene.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)

Migration gerecht gestalten

Weltweite Impulse für einen fairen Wettbewerb um Fachkräfte

Reinhard Mohn Preis 2015

2015, 388 Seiten, Broschur

€ 30,- (D) / sFr. 40,90

ISBN 978-3-86793-658-3



Als E-Book erhältlich



| **Verlag BertelsmannStiftung**

Postfach 103 | 33311 Gütersloh | sabine.reimann@bertelsmann-stiftung.de

Bei Interesse an weiteren Publikationen aus dem Verlag:

www.bertelsmann-stiftung.de/verlag